

---

Paul Peters

## Der Heine-Komplex

*Anmerkungen zu einer Wirkungsgeschichte (1907-1956)<sup>1</sup>*

---

Seit gut zwanzig Jahren sind keine Zweifel mehr erlaubt: Heinrich Heine ist in seine deutsche Heimat wieder definitiv heimgekehrt, und die große Heine-Ökumene scheint angebrochen. Denn wohl erstmalig in der Geschichte herrscht heute im deutschsprachigen Raum ein so universeller und ungebrochener Konsens zu dem Dichter, daß er jedem, der die wechselhafte Geschichte dieses ungezogenen Lieblings der Grazien in seinem Vaterlande kennt, fast verdächtig anmuten muß: Traut man doch gerade als alter Heine-Kämpfe da dem Frieden, ja bisweilen den Augen nicht. Und so triumphal der Einzug – und selbst sein Heros Napoleon hat in Düsseldorf wohl keinen triumphaleren gehalten –, den der inzwischen allseits Gefeierte beispielsweise 1997 zum zweihundersten Jubiläum in seiner Geburtsstadt hielt, das mit allem gebührenden Glanz und Gloria als mediales Event und internationales wissenschaftliches Happening, gar als germanistisches Love-In begangen wurde, so überkam den eingefleischten Heine-Verehrer bei aller Genugtuung dabei doch fast ein leichtes Unbehagen, ein fast nostalgisches Heimweh nach jener nicht allzu fernen, doch nun versunken anmutenden Äone, wo, wie die verklärende Erinnerung es suggeriert, um und über den Dichter noch so aufwühlend wie aufschlußreich gestritten wurde. Denn daß vor nicht allzu langer Zeit regelrechte Saalschlachten noch beinah getobt hätten, als es um die Umbenennung jener Düsseldorfer Uni ging, die jetzt mit unverkennbarem Stolz den Namen des Poeten trägt – davon ist heute wahrlich nichts mehr zu spüren. »Die Wunde Heine« vernarbt, wie Heiner Müller sich einmal ausdrückte, somit so fraglos »schön« wie fraglos »schief«. Denn ausgerechnet Heine als neues Medium der Realisierung deutscher Harmoniebedürfnisse, und gar als Aushängeschild und *poster boy* der deutsch-jüdischen Versöhnung – derlei bildet in der recht paradoxalen Rezeptionsgeschichte des Dichters gewiß die krönende Paradoxie. Es ist, als ob auf die ganzen Paroxysmen der Abwehr und Ausgrenzung nun eine Art Paroxysmus der Affirmation und der zelebrierischen Integration folgen sollte.

Über dem freilich überfälligen und feierlichen, gar panegyrischen Akt der Kanonisierung Heines die Geschichte jener Abwehr und Ausgrenzung nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen, bleibt somit in historischer wie philologischer Hinsicht eine elementare Aufgabe sowohl der Heine-Forschung wie des

geschichtlichen Eingedenkens. Denn jene unglückselige Abwehr-Geschichte ist inzwischen in die Substanz des Heineschen Werkes selber eingegangen – so sehr sie seinerzeit nach dieser Substanz getrachtet hat. So kommt es mehr als gelegen, daß zwei bewährte und verdiente Heine-Forscher, Dietmar Goltschnigg und Hartmut Steinecke, sich zur Aufgabe gemacht haben, eine großangelegte, auf drei Bände angesetzte Übersicht und Dokumentation der Heine-Wirkung im ganzen deutschsprachigen Raum herauszubringen, von denen hier nach dem ersten für die Zeitspanne 1856–1906, der zweite Band für den Zeitraum 1907–1956 nun vorliegt: jener entscheidende Zeitraum also, wo im Kaiserreich, im Dritten Reich und im Kalten Krieg der »Streit um Heine« seine berüchtigten Höhe- wie auch seine bis heute noch nicht ganz ausgeleuchteten Tiefpunkte erreichte: ein Streit, der im wesentlichen auch im Zeichen des Antisemitismus geführt wurde, und dies nicht erst seit 1933, ebensowenig wie die nachhaltigen Auswirkungen antisemitischer Denk- und Argumentationsmuster nach 1945 einfach abgetan würden. Insofern deckt dieser Band gerade die »heiße Zeit« der Abwehrgeschichte Heines ab, oder anders ausgedrückt: Hier durchschreitet der Leser so etwas wie die »lange Nacht« der Heine-Rezeption, wo anstelle der zu erwartenden Kanonisierung der Dichter, wie die Herausgeber vollends zu Recht betonen, nicht nur dem deutschen Kanon, sondern der deutschen Kultur, ja dem kulturellen Gedächtnis schlechthin geradezu gewaltsam entfernt und exterritorialisert werden sollte: »Ziel war also nicht die Marginalisierung Heines, die Entfernung aus dem Literaturkanon, sondern die Eliminierung, die Entfernung aus der deutschen Literatur und Kulturgeschichte.« (S. 101) Und damit sind keineswegs nur die zwölf Jahre nationalsozialistischer Umnachtung angesprochen, sondern eine Grundtendenz, und wohl die dominierende Grundtendenz der Heine-Kritik in jener Epoche, ein Hintergrund, vor dem die Nazi-Verdikte sich weniger als bedauerliche Episode, denn als logischer und kulminierender Fluchtpunkt einer ganzen geschichtlichen Entwicklung ausnehmen.

Freilich: solche historischen Sachverhalte sind durchaus dazu angetan, an alle unsere liebgewonnenen und festgefahrenen Vorstellungen von einem *geistigen* Umgang mit Geistigem, von einem – vielleicht von gelegentlichen »barbarischen« Einbrüchen gestörten, aber von ihnen nicht wesentlich tangierten – im sakrosankten Bereich der »Kultur« im Grunde doch gesitteten Diskurs, so schmerzhaft wie aufstörend zu rühren. Gerade Heine, der mit einem solchen Übermaß an Geist – und hat je ein Mensch ein solches Übermaß an Geist besessen? – auf den bürgerlichen und völkischen Ungeist, wie auf die pure reale Enge der Verhältnisse in Deutschland stieß, wußte um das letzte Unvermögen, gar um die letzte Impotenz des Geistigen: Und davon legt seine eigene Wirkungsgeschichte dann auch beredt Zeugnis ab. Ihr angemessen zu begegnen, heißt dann auch nichts anderes, als die prinzipielle Bereitschaft aufzubrin-

gen, sich von jenen erwähnten Vorstellungen, tröstlichen Klischees und zählebigen Tabus von einer letztlich unantastbaren Sphäre des Geistigen und Kulturellen so gründlich wie möglich zu verabschieden und der berüchtigten Benjaminischen »Barbarei in der Kultur« unerschrocken ins Auge zu schauen. Denn damit und mit nichts anderem hat man es hier über ungeahnt weite und gelegentlich auch Benjamin selbst umfassende Strecken zu tun.

Mit anderen Worten: Bei Heine steht, um es einmal so zu sagen, die Rezeptionsgeschichte Kopf – ist sie doch in dem hier in Frage stehenden Zeitraum keine Geschichte von der Aufnahme des Dichters, sondern von der geradezu forcierten Verweigerung und Abwürgung dieser Aufnahme, die vor den rhetorischen Mitteln der Denunziation und rassistischer Verunglimpfung nicht zurückschreckt, ja, wo diese Mittel geradezu überhandnehmen, und zwar gerade auch dort, wo man sich zunächst gegen sie gefeit wähnt. Denn immer wieder haben wir es hier mit einer Art Raum der Anomalien – zu deutsch: mit der verkehrten Welt – zu tun, mit einem verwunschenen Wald, wo gängige Gesetzmäßigkeiten außer Kraft gesetzt werden, und nur sehr wenig es sich »normal« verhält oder bloß das ist, was es zu sein vorgibt. So zeigen die Herausgeber schon im Vorfeld ein feines Gespür für die Eigenheiten ihres Gegenstandes, für die Geschichte der Aufnahme und Abwehr Heines als hermeneutisches Problem, indem sie ihre Dokumentation mit Bedacht eine Geschichte der *Wirkung*, und nicht einfach der »Rezeption« nennen. Und in der Tat: gerade im Falle Heines von »Wirkung« zu sprechen – mit dem neben dem Geistigen auch das Politische, Soziale, gar chemische und metabolische Vorgänge und Prozesse umfassenden Begriff – ist in jedem Sinne dem allzu harmlosen Begriff der »Rezeption« vorzuziehen. Denn – wie kaum ein deutscher Klassiker – Heine hat *gewirkt*; und gerade aufgrund dieser Wirkung ist er dann nicht rezipiert worden, sprich: Er hat Widerstände auf den Plan gerufen, die dem anerkennenden und geistigen Akt der Rezeption dann annullierend zuvorkamen. Werner Kraft, der selber noch einer Generation von deutsch-jüdischen bürgerlichen Intellektuellen angehörte, die von dieser Entwicklung vielleicht weniger geprägt, als gezeichnet war, hat sowohl als bemerkenswerter Heine-Philologe wie als Sprachrohr dieser Generationserfahrung die Besonderheit dieses Sachverhalts wie folgt beschrieben: »Man kann von Goethe und Hölderlin eine Deutung geben, die ihre Größe voraussetzt. Die Darstellung mag dann anders werden als die bereits bekannten. Ein Bild wird zerschlagen, ein anderes tritt an seine Stelle. Bei Heine ist alles zerschlagen, bevor man mit der Arbeit anfängt.«<sup>2</sup>

Mit anderen Worten: Gerade »die Voraussetzung der Größe«, die man wie selbstverständlich anderen klassischen Autoren des Kanons angeeignet ließ – und um die Jahrhundertwende erreichen die mit der deutschen Reichsgründung einhergehenden Kanonisierungsdiskurse ihren apotheosierenden Höhepunkt – muß bei Heine dagegen schon im Keim erstickt werden. Und wenn

man zu sagen pflegt, jede Epoche macht sich ihr eigenes Bild von einem Klassiker, so bestanden die dominierenden Heine-Diskurse in dem hier behandelten Zeitraum nicht etwa darin, »ihren« jeweiligen Heine zu haben, als vielmehr ihren jeweiligen Heine *nicht* zu haben: Und statt im Wechsel der Generationen einer schönen Folge von Heine-Bildern zu begegnen, überblickt man hier ein ganzes Trümmerfeld, gleichsam eine Sukzession von zerschlagenen Heine-Bildern. In der hier erneut und diffenziert aufgerollten Geschichte der diversen nicht aufgestellten, ausrangierten und umgesiedelten, gesprengten, vandalisierten, verhüllten oder wieder eingeschmolzenen Heine-Denkmäler – wie in der Geschichte seiner unterdrückten oder nur verstümmelt und entstellt wiedergegebenen Texte – wird die Eigenart dieses deutschen Verhältnisses zu Heine gleichsam sinnbildlich erfaßt (S. 17–43).

Und in der Tat geht von dieser Wirkungsgeschichte, von dieser Rezeptionsgeschichte als Antirezeptionsgeschichte eine morbide Faszination aus. Ist doch Heine der große Kriminalroman, der spektakuläre Mordfall unter den deutschen Rezeptionsgeschichten, und ähnelt die eher als invers und gegenläufig zu bezeichnende Chronik der Heine-Abwehr und Heine-Verweigerung bisweilen nichts so sehr wie einer Art Antimaterie oder schwarzer Energie in den Gedankenspielen der neueren Physik oder gar einem kollektiven kulturgeschichtlichen Akt des Harakiri. Denn es geht nicht nur darum, etwas zu verhindern, was eintreten könnte – Heines Status als Klassiker – sondern abortiv etwas wieder rückgängig zu machen, was bereits *de facto* eingetreten ist. An Heines Status als Klassiker schien im 19. wie im gerade anbrechenden 20. Jahrhundert zunächst gar nicht zu rütteln; und in der charakteristischen, hier von den Herausgebern zitierten Anekdote von der *Simplicissimus*-Karikatur, wo ein Kreis von brav bürgerlich und national Gesinnten zunächst einmal das deutsche Lied von der Lorelei bierselig anstimmen muß, bevor er dann zur Tagesordnung der Verhinderung eines Heine-Denkmal übergeht (S. 81), ist eine spezifische Heine-Schizophrenie und Heine-Pathologie angedeutet, die noch die abenteuerlichsten Formen annehmen wird.

Erinnern wir uns: Heine hatte schon zu Lebzeiten im deutschsprachigen Raum eine Wirkung getan, die vielleicht nur mit der Luthers und Goethes vergleichbar war, und dies sowohl was die Sprachgestaltung betraf wie auch das Gefühls- und Empfindungsleben, das berühmte deutsche Gemüt, die brenzligen identifikatorischen Innenräume von Liebe und Politik. Kein in deutscher Sprache Schreibender – ob in Versen oder in Prosa – kam damals an Heine vorbei; und fast möchte man hinzufügen, auch kein in deutscher Sprache Denkender oder Empfindender. Das *Buch der Lieder* war – heute für ein Werk der Dichtkunst unvorstellbar – in unzähligen Auflagen das Hausbuch des deutschen Bürgertums geworden, der treue lyrische Begleiter aller affektiven Aufwallungen, deren Weg in die versunkensten und verträumtesten Räume der

Innerlichkeit dann durch die Vertonungen von Schubert und Schumann, Brahms und Mendelssohn definitiv gebahnt wurde. Und so erhebend und stimmungreich die Wirkung von Heines postromantischer Gedichtsammlung auf die Gemüter, so prickelnd und aufregend die Berührung mit seinem berüchtigten »antideutschen« und antipreußischen *Wintermärchen*, gar mit dessen krönender und abschließender »Nachttopf«-Szene, von anderen politischen und erotischen Skabrösitäten des Werkes ganz zu schweigen, die wohl jede Vorstellung des Haarsträubenden erfüllten, die der damalige Biedermann mit dem Griff in den Bestand der verbotenen Bücher verbunden haben mochte. So waren in Heines Dichtung die beiden damals extremsten und begehrtesten, libidinös aufgeladensten Pole des Literarischen, des stimmungsvollen und erhebenden wie des verbotenen und verruchten, auf das sonderbarste verknüpft. Nahm man dann die Prosa hinzu, wo in den *Reisebildern*, den großen Überblicken über deutsche Philosophie und Geistesgeschichte und in den Darstellungen Pariser Lebens jeweils so Epochenmachendes wie -markierendes für Gedanken und Stil des Deutschen geleistet wurde, so kann man sagen, daß Heine um 1906 noch, bei allen Widerständen, als Klassiker und - vielleicht noch bedeutsamer und produktiver, als großer *Gegenklassiker* - unauflöslich zu jenem geistigen und atmosphärischen Medium gehörte, in dem deutschsprachige Kultur damals stattfand: Die ganze Epoche hatte Heine im Ohr. Wie die *Simplicissimus*-Karikatur exemplarisch vorführte, die Deutschen konnten Heine nur Gewalt antun, indem sie sich selber, ihrer eigenen Geschichte und ihren eigenen Gefühlswelten, Gewalt antaten.

Das Eigenartige - aber auch das für das Verständnis besonders Herausfordernde - dieser Wirkungsgeschichte nun ist, daß die Deutschen in den hier behandelten Zeiträumen sowohl Heine wie auch sich selbst diese Gewalt dann tatsächlich angetan haben, und dabei nicht gerade zimperlich in der Auswahl der Mittel waren, mit deren Hilfe solche Gewaltanwendung geschah. Das doppelte und dreifache hermeneutische Problem, das sich dabei für das Verständnis des Phänomens der Wirkungsgeschichte Heines aber auftut, ließe sich nun wie folgt zusammenfassen: Erstens ist der einschlägige Diskurs zu Heine gleichsam schon von der annihilatorischen bis ausgrenzenden Intention her per definitionem keiner, der - so notwendig partiell, fehlerhaft und beschränkt auch immer - an das Werk des Dichters doch »erhellend« heranführt und heranführen möchte; sondern einer, der sich schon von Ursprung und Absicht her wie ein Fremdkörper verdunkelnd und destruktiv dazwischenschiebt - gleichsam ein unheimlicher Gast, ein abtrünniger widerspenstiger Schatten, ein feindseliger Doppelgänger, der darauf sinnt, das Original nun zu verdrängen und es am liebsten ganz ausschalten möchte. Zweitens bezieht dieser Diskurs seine entscheidenden Impulse und Energien aus einer »subkulturellen« Sphäre, die wir nur allzugerne als dem Geist und der Kultur schlechterdings exterritorial be-

trachten möchten: aus der Sphäre des Antisemitismus. Drittens aber – und somit ist die vielleicht tückischste und entscheidendste Dimension der Problematik berührt – verhält es sich keineswegs so, daß das antisemitische Gift als solches einfach ohne weiteres erkennbar bliebe. Sondern es verflüchtigt und sublimiert sich, und zwar setzen sich die antisemitischen Denkmuster und Archetypen gerade dann in dem Bild Heines am wirkungsträchtigen und nachhaltigsten fest, wo sie sich nicht mehr explizit als solche zu erkennen geben. Daß der Ungeist gelegentlich den Geist überfallen, gar überwältigen kann – das mag zwar schockieren, stellt aber unsere Vorstellung von der hehren Sphäre des Geistigen nicht grundsätzlich in Frage. Daß der ziselierte Geist aber mit dem grobschlächtigen Ungeist bisweilen eine Verbindung eingeht, und daß der »Geist« dann, und zwar in seinen feinsten Regungen und ausgesuchtesten Formulierungen, sich zum potenzierenden Medium und Transmissionsriemen des Ungeists hergibt; oder daß – in dem konkret vorliegenden Fall – große und größte Geister jüdischer Herkunft in Sachen Heine den antisemitischen Ungeist, die »plumpen« Entstellungen und Denunziationen selber verinnerlicht und dann in sublimierter Form so feinsinnig wie verhängnisvoll tradiert haben – dieser für den Hergang der Rezeptionsgeschichte entscheidende Sachverhalt war lange Zeit aus naheliegenden Gründen unausdenkbar und tabu.

Deshalb gehört nicht einfach ein intellektueller, sondern bisweilen auch ein geradezu körperlicher Mut dazu, dem medusischen Anblick jenes Trümmerfeldes, jener »Barbarei in der Kultur« standzuhalten und ins Auge zu schauen, deren Anblick uns diese Wirkungs- als Abwehrgeschichte bietet, ohne gleich in die rettenden und tröstlichen Ausflüchte von dem reinen Geist, in die vermeintlich letztlich heilen Welten der Kultur und des Gedankens auszuweichen. Es macht nun das Verdienst wie die eigentliche Daseinsberechtigung dieser Dokumentation aus, daß, in einer Qualität und Dimension, wie dies bislang nicht geschehen ist, die beiden Herausgeber diesen Mut besessen haben. Insofern markiert ihre Edition und Dokumentation tatsächlich so etwas wie die Kodifizierung eines substanziell neuen Verständnisses jenes eigentümlichen Prozesses der deutschen Geistes- und Ungeistes-, der deutschen Kultur- und Unkulturgeschichte, welcher etwas irreführend und verharmlosend unter der neutralen Rubrik »Heine-Rezeption« noch im allzu unbedenklichen Umlauf ist. Dies muß auch vielleicht gleich vorweg gesagt werden, um schon im Vorfeld eine verständliche Skepsis zu entkräften, die angesichts einer weiteren Heine-Rezeptionsgeschichte wie einer weiteren imposanten germanistischen Materialienmasse im Leser leicht entstehen könnte. Denn sicher kann man über die in der Germanistik grassierende Mode für ausführlichste Dokumentationsbände, archivistische Mammutprojekte und stoffhuberische Materialensammlungen geteilter Meinung sein; zum einen, weil die noch so ausgiebige und nachdenkliche Beschäftigung mit vergangener uns nie die eigenständige Artikulation gegen-

wärtiger Rezeption eines Klassikers ersetzen kann, die bisweilen durch die erdrückende Masse solcher Dokumentationen eher gehemmt, als gefördert zu werden scheint; und zum anderen, weil man meinen könnte, daß gerade im Falle Heine, angefangen mit Jost Hermands Pauken- und Befreiungsschlag vom *Streitobjekt Heine* des Jahres 1972, doch recht brauchbare Aufarbeitungen und Dokumentationen der verschiedenen Phasen der Rezeption bereits vorlägen.<sup>3</sup> Indes, gerade angesichts jener eigenartigen Anomalie einer Wirkungs- als Ausgrenzungsgeschichte spielt die Reflexion auf dieses Phänomen eine besondere Rolle, so daß Aufarbeitungen dieser Geschichte sowohl das Heine-Bild als auch unser Verständnis für den Prozeß seiner systematischen und über Jahrzehnte währenden Entstellung immer wieder entschieden beeinflußt haben. Da kann es in beiden Bereichen noch qualitative Schübe geben, und dieses Projekt verkörpert durchaus einen solchen Schub: Denn als gelungene, überaus reflektierte Synthese und schöpferische und innovative Weiterführung des gegenwärtigen Forschungs- und Kenntnisstands, setzt es in vieler Hinsicht Maßstäbe.

Zunächst schon in der Anlage, die in der Tiefe und Breite dessen, was sie erfaßt, keineswegs bloß eine quantitative Erweiterung darstellt: erstens, indem sie sich keineswegs auf die im engen staatspolitischen Sinn »deutsche« Aufnahme Heines beschränkt, sondern den gesamten deutschen Sprachraum umfaßt, also die für den Verlauf der Rezeptionsgeschichte keineswegs marginalen Episoden in Österreich, der Schweiz, aber auch im Exil und nicht zuletzt in der deutschjüdischen Diaspora miteinschließt. Schon dadurch sind neue, auch qualitative Dimensionen hinzugekommen. Gleichzeitig nehmen sich die Autoren und Herausgeber eine vielleicht noch bemerkenswertere Erweiterung des Blickwinkels vor, indem sie Rezeption und Wirkung nicht nur im traditionellen Sinne der rein germanistischen und publizistischen Literaturkritik, sondern viel umfassender – also durchaus auch im Rahmen von Nachwirkungen in anderen kulturellen und subkulturellen Formen und Räumen – verstehen, wie beispielsweise Kleinkunst und Kabarett, dem sie hier eine besondere Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Daß gerade diese Erweiterung viele neue Fragen aufwirft – bezüglich Auswahl und Auswertung – liegt auf der Hand; dennoch ist diese prinzipielle und im Sinne der gelehrten Routine eher mutige Entscheidung der Herausgeber nur zu begrüßen; wird gerade die Geschichte Aufnahme und Nicht-Aufnahme Heines im deutschsprachigen Raum von solchen »subkulturellen« Räumen maßgeblich bestimmt.

Aber zweifellos ist der entscheidende neue und qualitative Schub, der mit diesem Band zu verzeichnen ist, das Verständnis von der Rolle des Antisemitismus: als keineswegs marginales Element nicht nur für die Periode des Faschismus, sondern für fast den gesamten hier abgehandelten Zeitabschnitt. Und dies wohl in dreierlei Gestalt: erstens in der unmittelbaren Form einer organisierten politischen und ideologischen Kraft, die sich immer wieder lautstark zu Heine

gemeldet hat; zweitens in der Affizierung und Imprägnierung auch weiter Teile des öffentlichen und akademischen Diskurses durch antisemitisch und rassistisch geprägte Denkmuster, und drittens – als gleichsam finales und tertiäres Stadium – durch die erwähnte Verinnerlichung und Weitergabe dieser Archetypen und Denkmuster durch die bürgerlichen jüdischen Intellektuellen selbst. Mit anderen Worten: Gleicht die Wirkungsgeschichte Heines in diesen Zeitläuften einem Trümmerhaufen, so bleibt sie auch ein Minenfeld, das man an keiner Stelle naiv und unbewappnet, ohne entsprechende Ausrüstung betreten sollte. Der Vorzug dieser Edition ist es nun, den Leser nicht nur dokumentarisch mit diesem Trümmerhaufen zu konfrontieren, sondern ihm in der vorangeschickten großen, sorgfältig abwägenden kritischen Übersicht und methodologischen Untersuchung ein Rüstzeug mit auf den Weg zu geben, damit er dieses äußerst tückische Gelände auch unbeschadet betreten und durchwandern kann.

Denn unwirtlich, im engeren Sinne der Heine-Forschung, ist diese Gegend allemal. In der Tat blickt der Leser über weite Strecken dieses Bandes in eine Art Sonnenfinsternis: denn im eigentlichen Sinne der Heine-Philologie – im Sinne eines Gewinns für das Verständnis des historischen Heine und seiner Texte – ist der Erkenntniswert vieler dieser Beiträge gleich null. »Mompitz« hat ein entnervter Carl von Ossietzky einen gewissen deutschen Diskurs zu Heine dann auch kurzerhand genannt (S. 79). So lernt man auch von diesen Beiträgen weit weniger über Heine, als was die Beitragenden unter ihrem eigenen Deutschtum verstanden haben, und Heine wird dann Anlaß, das eigene »Deutschtum« wie die eigene Bürgerlichkeit, sprich den eigenen Konformismus zu inszenieren. Georg Lukács hat Heine einmal Gradmesser für Fortschritt und Reaktion in der deutschen Kultur genannt, und auch wenn wir heute solche planen Begrifflichkeiten nicht mehr so teilen können, so ist fraglos, daß an der Symbolfigur Heine der jeweilige Status der Emanzipationsdiskurse sich deutlich ablesen läßt – und dieser ist in dem hier umfaßten Zeitraum eher katastrophal: Denn die Deutschen sind über ihre Staatsgründung vielleicht alles – Germanen, Wikinger, Nibelungen, Teutsche –, aber, mit Tucholsky zu sprechen, nur keine Deutschen, sprich moderne Bürger eines modernen demokratischen Staatswesens geworden. So wird das Deutsche verhängnisvoll genug nicht über die Zugehörigkeit zu einem Staatswesen oder gar einem Kultur- und Sprachkreis, sondern völkisch und rassistisch und über ein so nebulös freischwebendes wie ominös ideologisch festgelegtes »Wesen« definiert. »Deutsch« ist konservativ, affirmativ, harmonisch, natur- und traditionsgebunden, idyllisch, »echt«, sittsam, ideell, gemütsvoll, hierarchisch, bellizistisch, feudal, antidemokratisch, und fühlt sich den zeitlosen Werten so kritiklos verpflichtet wie dem Bestehenden und dem Nationalen. Heine dagegen ist »undeutsch«, zersetzend, dissonant, negativ, frivol, materiell, sensualistisch, kosmopolitisch, urban, flüchtig, unstet, gesinnungslos, spöttisch, mißachtet alles Hohe, zumal die deutschen gekrönten

Häupter – und schrieb noch obendrein für die Zeitung; denn der »Journalismus«-Vorwurf ist einer, der damals offenbar als besonders vernichtend galt. Wir, die eher materielle, frivole, skeptische, unstete, aus allen traditionellen Verbänden herausgelöste, urbane Menschen geworden sind, die sich alle Mühe geben, nur so kosmopolitisch, sensualistisch und medial wie möglich zu sein, werden Schwierigkeiten haben, zu verstehen, warum dieses alles Heine so von Grund auf verdorben und verwerflich, und nicht etwa gerade interessant macht; wie wir auch – die wir beispielsweise inzwischen um den hohen Inszenierungsgrad gerade der Goetheschen Liebeslyrik wissen – den Versuch, Heine an einem vermeintlichen Goetheschen Vorbild der »Echtheit« und der »Erlebnislyrik« zu messen, nur müde belächeln werden. Aber das Heine-Bild ist zunehmend politisch überbestimmt in einem Zeitalter, wo im Zeichen der imperialen und nationalen Ideologisierung der Bereich ästhetischer Autonomie – und zwar gerade von konservativer und nationaler Seite – zusehends aufgehoben wird. Keine politischen Gegensätze haben die literarische Wertschätzung Heines durch Metternich und Bismarck getrübt, und noch Nietzsches ostentative Parteinahme für Heine hat etwas Grandseigneurhaftes, gewollt Aristokratisches und Anachronistisches an sich, als Ausdruck geistiger Liberalität in einer Epoche, wo diese zum untragbaren politischen Luxus geworden ist, und auch die Kulturgüter kurzerhand ideologisiert werden. Da aber das »Deutsche« – das bestehende Macht- und Sozialsystem in Deutschland und Österreich – sich gegen rivalisierende Großmächte und Völker, aber auch gegen den Feind im Innern – die Arbeiterschaft und die Sozialdemokratie – ideologisch zur Wehr setzen muß, wird nunmehr auch das Ästhetische von dieser globalen Wehrhaftigkeit umfaßt. Denn gerade in ihrer Bereitschaft zur rücksichtslosen Ideologisierung und Politisierung waren die konservativen völkischen und antisemitischen Kräfte nicht etwa vorsintflutlich, sondern durchaus »modern« und *up to date*, und dem damaligen Liberalismus und Marxismus, die hierin noch rührend naiv wirken, eigentlich um einiges voraus. Die Ausgrenzung Heines ist Teil, ja ist bisweilen im Kulturkampf geradezu die Speerspitze dieser deutschtümelnden ideologischen Gegenoffensive. Dabei wird der Dichter nicht nur in seine genetischen, sondern gleichsam in seine chemischen Bestandteile aufgelöst, um festzustellen, was an ihm »deutsch«, was »französisch«, und was – »jüdisch« sei. Daß spätestens hier die Auseinandersetzung um Heine eher pathologische als philologische Züge annimmt, liegt auf der Hand; daß sein »deutscher« Anteil – es sind vor allem seine frühen Lieder – dahinschrumpft, ebenso. Entscheidend aber ist: Der Mainstream selber ist inzwischen dieser Pathologie des Nationalen und Rassischen ganz verfallen. In einem Europa der Kolonialreiche und Nationalitätenkämpfe, in einem Deutschland und Mitteleuropa der traditionell eher schwachbeinigen liberalen und emanzipatorischen Bestrebungen, wird die Grenze der zunehmend schrillen nationalistischen, chauvinistischen und rassistischen Diskurse zum ideologi-

schen Antisemitismus fließend, wo nicht gar aufgelöst. In diesem Zusammenhang wirken einfach faire und ausgewogene Heine-Würdigungen wie die von Klabund, Hermann Hesse oder Oskar Loerke wie seltene Lichtblicke: Daß Loerke als Lyriker sich dann auch zu den produktiven Irritationen äußert, die Heines eigenwillige Prosodie bei ihm auslöst, hat als unverkrampfte und gleichsam rein ästhetische Betrachtungsweise in diesem Kontext vollends Seltenheitswert (S. 34 f.; 279–280; 300–302). Auch einem ›unpolitischen‹ Kosmopoliten wie Thomas Mann – der sich zu Heine entsprechend äquivok verhalten hat – ist dieser Zwiespalt zwischen dem Nationalen und dem Liberalen anzumerken, in einem ideologischen Zusammenhang, wo die ›politischen‹ Emanzipationsdiskurse zunehmend als sowohl hoffnungslos veraltet wie auch als schlechterdings ›undeutsch‹ gelten (S. 200). Sein liberaler Bruder Heinrich, mit seinem Bekenntnis zu Heine und seinem »Kampf«, ragt da wie ein Fremdkörper hinein, nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich deplaziert, als Ewiggestriger, der nicht verstanden hat, was die deutschnationale Stunde geschlagen hat (S. 333 f.). Und sie wird zwischen 1907 und 1945 nicht aufhören zu schlagen: In dem Gros der im Band versammelten bürgerlich-konservativen Stimmen zu Heine vernimmt man mehr oder weniger deutlich immer ihre Sturmglocke.

Für die allgemeinen Diskursbedingungen heißt dies aber: Ein gewisser, diskret zur Schau getragener Antisemitismus gehört inzwischen zum guten Ton. Zwar schreckt man vornehm vor dem direkt Rüpel- und Rabaukenhaften, vor dem Vilifikatorischen und Annihilatorischen der ärgsten Heine-Fresser noch zurück, aber die ideologischen Voraussetzungen, die so zähe wie verwandlungsfähige antisemitische Imago, das Bild vom »Juden«, wie auch die prinzipielle Gegensätzlichkeit des »deutschen« und des »jüdischen Wesens«, teilt man ja durchaus. Deshalb haben die so zaghaften wie zähen Bemühungen der liberalen und bürgerlich-jüdischen Kreise, im Medium eines Heine-Denkmal die Assimilation gleichsam monumentarisch zu besiegeln, etwas von einem rituellen Totentanz, der von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, ja, der ungeahnte abgründige Widerstände auf den Plan ruft, denen man als einfacher wohlmeinender Humanist nicht mehr gewachsen ist. Denn so selbstverständlich die Versuchung, Heine als das fraglos größte und prominenteste Beispiel der Assimilation zu inthronisieren, so wenig eignete er sich für die Rolle als Vorzeigejude: Ein Vorbild staats- und weltfrommer Betulichkeit, ein sittenreiner Biedermann, gar ein bloßer »Dichter stimmungsvoller Lieder« ist der resolut anti-bourgeoise Künstler und unerbittlichste Kritiker des Bestehenden nun gerade nicht; und ausnahmsweise haben die Völkischen und Antisemiten philologisch wie historisch recht, wenn sie entsetzt darauf hinweisen. Unter solchen diskursiven Bedingungen wird Heine dann auch nicht zum leicht verdaulichen Vorzeige-, sondern zum schlechterdings unassimilierbaren Erzjuden. Und um sein Haupt braut sich dann alles zusammen, was Ambivalenz, Vorurteil und Projek-

tion dem Juden vorwerfen: Käuflichkeit, Betrug, Unwahrhaftigkeit, Entwurzelung, Zersetzung, Verneinungs- und Zerstörungsdrang, Journalismus, Umsturz, Mimikry, perfide Heimtücke und vor allem: eine fundamental defiziente, oberflächliche und unechte, eine uneigentliche und verderbliche, das Deutsche in seinem innersten Bestand zutiefst gefährdende Sprache. So ungeheuerlich, herbeigeholt und hanebüchen die Vorwürfe, so waren sie doch von einer bestehenden Kohärenz: Alle von Heine angeklagten politischen und sozialen Defizite, alle aufreizenden Irritationen und Neuerungen seiner Sprache wurden somit erfolgreich in einen ontologisch minderwertigen, außerdiskursivischen Bereich verbannt – den des »Jüdischen«, wo sie nicht mehr ästhetisch oder politisch verhandelt zu werden brauchten. Der Entlastungseffekt für die bedrängte deutsche Bürgerseele war enorm; die Welt war wieder heil, nur Heine war da unrettbar defizient. Dabei war geradezu erstaunlich, wie eng sich der Antisemitismus in seiner Affiziertheit an jede von Heine ausgehende Irritation anschmiegte und zum Symptom seines »Judentums« machte. Er vermochte so noch aus dem Hin- und Mitreißendsten, dem Bezauberndsten und Bezwingendsten Heinescher Sprachkunst ein untrügliches Signum jüdischen Talmis und Scheins, gar perfider jüdischer Heimtücke zu machen. So war der Fehdehandschuh der Gegenauflklärung hingeworfen; und man muß sagen, es hat keinen gegeben, der ihn aufgenommen hätte.

Es ist dies vielleicht die bedenklichste Anomalie in diesem ganzen Feld von Anomalien, welche uns diese sonderbare Wirkungsgeschichte darbietet: Der große jüdische Dichter wird auf das niederträchtigste und energischste, gar tödlichste angegriffen, und kein richtiger Gegenangriff kommt. Weder von »deutscher« noch, vielleicht noch verwunderlicher, von jüdischer Seite. Im Gegenteil: Wo die große Hetzjagd gegen Heine losgeht, haben die in der deutschsprachigen Literaturszene vielleicht prominentesten, exponiertesten und wortmächtigsten Juden nichts Besseres zu tun, als mitzuhetzen. So weit hat man sich inzwischen vom Lessingschen – und Heineschen – Geist entfernt. Denn ist ein gewisser dezent zur Schau getragener Antisemitismus inzwischen unter Leuten, die was von sich halten, wieder *fashionable* geworden, so ist er nunmehr auch unter Juden, die was von sich halten möchten, nicht minder *de rigueur*. Oder wie der damalige Wiener Witz es formulierte, dem Antisemitismus war kein richtiger Erfolg beschieden, bis die Juden sich seiner annahmen. Und so kommt es, daß gerade dort, wo man gegenüber dem grassierenden antisemitischen Ungeist von den autoritativen geistigen, und gar jüdischen Instanzen in der bürgerlichen Öffentlichkeit eine Art Celansches »Gegenwort« erwartet, dieses ausbleibt.

Der neue soziale Zusammenhang von Snobismus, jüdischem Antisemitismus und Heine-Befehdung wird dann gerade in jener neuartigen Erscheinung von Dandismus, literarischer Moderne und emphatisch zur Schau gestellten elitär-feudalen Werten virulent, welche der George-Kreis verkörpert, die aber ideolo-

gisch für die ganze Entwicklung im deutschsprachigen Raum bezeichnend ist. Hier trägt man mit einer gewissen verhaltenen Eleganz den Antisemitismus gleichsam wie die Blume am Revers; und wenn die Elegants ihn inzwischen tragen, so auch die jüdischen Elegants. Zwar ließ der Meister selber privatissime verlauten, der einzige deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, dem er wirklich was abgewinnen könne, sei das »Jüdchen Heine« (S. 58); aber schon das erlesene Vokabular zeigt an, wohin hier die Reise geht. Und die vielleicht prominentesten jüdischen Mitglieder des George-Kreises ließen sich das nicht zweimal sagen: Friedrich Gundolf und Rudolf Borchardt machten es sich zur Aufgabe, gleichsam um ihre eigene Aufnahme in den Club abzusichern, eine unmißverständliche Trennungslinie zwischen sich, dem George-Kreis, und dem Phänomen Heine zu ziehen (S. 59–62). So übernahmen sie geflissentlich die schärfsten Charakterisierungen der denunziatorischen Heine-Legende, doch befreiten sie diese von den rauen und raufboldischen Mißtönen des literarischen Handgemenges und kleideten sie nunmehr in die Sprache tragischer Vornehmheit: Heine sei ein »zerfallenes Wesen«, »für die deutsche Sprache der verhängnisvolle [. . .] Vermischer und Verschieber« – bezeichnend der Gebrauch der Terminologie aus der ökonomischen Unterwelt für einen deutschen Dichter – dem Ephemeren statt dem Gältigen (»Journalist bis in seine Lyrik hinein«) verschrieben, und folglich, bei aller Begabung, prinzipiell unfähig zum wahren und lauterem Dichtertum: Er habe da gar zu oft, als skrupelloser poetischer Händler, »das Juwel des Einfalls« mit »falschen Steinen und gedunkeltem Gold« künstlich aufgeschönt (S. 281 f.; 308 f.). Mit anderen Worten: Gerade sie, als Juden, machten in Sachen Heine den Antisemitismus salonfähig, und zwar gerade in seiner perfidesten und menschenverachtendsten Dimension, der einer vermeintlichen wesensmäßigen Unfähigkeit des »Juden« zum vollwertigen menschlichen und sprachlichen Ausdruck – hier im sublimen sankrosankten Medium der deutschen Poesie. Nicht etwa: Heine dort Zutritt zu verschaffen, sondern gerade Heine aus diesem Heiligtum fernzuhalten oder zu verbannen wurde nunmehr zur vornehmsten Aufgabe eines beträchtlichen Teils der deutschjüdischen Intelligenz. War das Thema Heine in bürgerlichen Kreisen immer weniger Anlaß zur eigentlichen Auseinandersetzung mit dem Dichter, als Anlaß zur rituellen Inszenierung der eigenen bürgerlichen und deutschen Identität gewesen, so bietet nun die Thematik bei den deutschjüdischen Intellektuellen, die den Anschluß an jene Identität wie eine ersehnte Mitgliedschaft in dem »Club« suchen, Anlaß dazu, durch die Distanzierung von Heine sich gegenüber der übermächtigen antisemitischen Stigmatisierung, die ihm inzwischen anhaftet, selber auf rettende Distanz zu gehen. Und zwar geschieht dies gerade dadurch, daß, nach einer Art Blitzableiterprinzip, man gleichsam prophylaktisch Heine das »Stigma« anheftet, damit es dann nur nicht einen selber träfe.

So auch bei dem größten und wortmächtigsten, in manchem auch Heine-

ähnlichsten aller Heine-Gegner, dem Wiener Satiriker und Zeitkritiker Karl Kraus. Dessen Pamphlet und Kampfschrift des Jahres 1910 *Heine und die Folgen* ist selber die bis heute mit Abstand folgenreichste Schrift in der ganzen Geschichte der Heine-Abwehr gewesen (S. 212–224); gerade weil sie nunmehr von einer solchen scheinbar unanfechtbaren moralischen wie intellektuellen Instanz ausgesprochen wurde und folglich als ein rein Geistiges, politisch Desinteressiertes, aus den hehren Sphären des Gedankens Herrührendes daherkam; jeder konnte sich dann ohne Bedenken auf sie berufen. Gerade diese Unbedenklichkeit war indes die Gefahr: und ist in den letzten Jahren – nicht zuletzt dank Dietmar Goltschniggs eigener Untersuchungen zum Thema<sup>4</sup> – der eigentliche verborgene ideologische wie kulturpolitische Hintergrund, der eigentliche »Subtext« dieser Schrift, der wieder einmal in Sachen Heine zum Haupttext wurde, unabweisbar klar geworden, so ist es sehr zu begrüßen, daß dieses Verständnis nunmehr auch für die Wirkungsgeschichte kodifiziert und kanonisiert wird, damit das Trugbild und Klischee vom Rein-Geistigen und politisch desinteressierten Diskurs auch hier endgültig zu den Akten gelegt wird (S. 43–57). Denn der schlagendste Vorteil von Kraus' Polemik war ja gerade, daß sie den »Juden« Heine traf, ohne dabei sich selber dem Verdacht niedriger rassistisch motivierter Polemik oder gar politischen Interesses auszusetzen. Der konvertierte Kraus war ja herkunftsmäßig selber Jude, und er hütet sich folglich auch, Heine direkt und ausdrücklich wegen der jüdischen Herkunft anzugreifen. Nein, seine Kritik ist rein »ästhetisch«, sprachlich oder betrifft den Menschen, das Phänomen Heine, und, wie der Titel andeutet, seine vermeintlichen Auswirkungen. Und deckt sich dann in jedem Punkt mit der antisemitischen Vilifikation des imaginierten »Juden«. Mit anderen Worten: Hier wird der Antisemitismus nicht etwa bekämpft – oder einfach vornehm über ihn hinweggesehen –, hier wird er verinnerlicht und sublimiert und geht nunmehr statt als »Ungeist« als »Geist« mit der ganzen Autorität von Karl Kraus gleichsam als heimtückisches und verflüchtigtes Gift in den kulturellen Diskurs ein.

Denn warf Kraus aufgrund der Ähnlichkeit in der Argumentation den George-Anhängern Gundolf und Borchardt Plagiat vor, so hätten die Antisemiten noch eher Grund gehabt, Kraus gleiches vorzuwerfen, so sehr reproduziert Kraus' Schrift, durchtanzt sie gleichsam alle antisemitischen Grundmuster – ja, so sehr liegt ihr eigentlich Bemerkenswertes gerade in der neuen und berückenden Eleganz in der Ausführung des sonst eher tapsigen antisemitischen Bärenanzuges. Und bietet die Geschichte der Heine-Abwehr im deutschsprachigen Raum eine Folge von medusischen Anblicken, so ist dies vielleicht von allen der versteinerndeste, indem Kraus hier in einer Art libidinöser Anschmiegun und psychischer Verfallenheit zunächst auf der bildhaften und suggestiven Ebene alle Motive des antisemitischen Schmäherregisters in bezug auf Heine zieht, ohne sie als solche ausdrücklich kenntlich zu machen: So figuriert Heine bei Kraus abwech-

selnd als Verpestung, Ansteckung, Gestank, Ungeziefer, sexueller Angreifer und Sittenverderber, ohne daß nur einmal dies mit einem direkt antisemitischen Ausfall verbunden würde – so wird der Barentanz zur *danse macabre*. Im zutiefst angefochtenen Kern der Argumentation der »unanfechtbaren« Schrift dient Heine nämlich nicht anders als in der antisemitischen Imagination als mystischer und magischer Schädling, von dem fast alle gesellschaftlichen Verfallserscheinungen ausgehen, wie als verderbliches Medium der Übertragung der »Sprache des Juden« auf die sakrosankte Sphäre des Deutschen und der deutschen Poesie: eine wesensmäßig minderwertige Sprache der Uneigentlichkeit, des Betruges und des Scheinhaften, der Konfektion und Fabrikation, der Käuflichkeit, Korruption, Oberflächlichkeit und Glätte, welche Authentizität und Tiefe für immer abgehe. Heine ist auch hier wie bei den Antisemiten der Virtuose und Verführer, der als Jude nie richtig schaffen kann, »mit« der Sprache alles, »aus« ihr aber nichts machen könne (S. 224). Aber mehr noch: Er ist darin, solange der böse Handel nicht durchschaut wird, weniger bedauerlich als bedrohlich – genauso, wie in der antisemitischen Imagination für den nichtsahnenden Volkskörper die böse jüdische Verschwörung, die triumphal aufgedeckt und furchtlos entfernt werden muß. Folglich übernimmt Kraus hier selber die Rolle des Grals Hüters und des richtenden Engels mit dem flammenden Schwert, der dem gefallenen Sprachsünder Heine den erschlichenen Zugang zu dem Paradies des Deutschen verwehrt. Daß er – Kraus – sich aber, in einem seinerseits raffinierten und schwer durchschaubaren Handel, gerade durch die Art dieses Inszenariums selber privilegierten Zugang zu jenem innersten Heiligtum schafft, soll über dem spektakulären, gar atemberaubenden Schauspiel der Abrichtung des Delinquenten da nicht weiter auffallen. Und so geriert sich Kraus hier gleichsam doppelbödig, auf zwei Ebenen: als Drachtentöter, indem er erstens im Dienste des Bestehenden – dem er sich hier als neues Club-Mitglied mit Haut und Haar verschrieben hat – den antisemitischen Popanz »Heine« erlegt; und zweitens sich selber dabei von dem übermächtigen Bild des »Juden« sowohl äußerlich wie innerlich befreit.

Ist dann aber doch was dran? Sprich: ist bei aller umfassenden Übereinstimmung und unauflöselichen Verschlungenheit der Krausschen Bildlichkeiten und Theoreme mit den antisemitischen Stereotypen da noch eine Ebene der Argumentation, die auch als ernst zu nehmende Kritik oder herauszulösende poetologische Gegenposition, die sozusagen Heine-immanent und nicht bloß in der feindseligen Projektion ihm aufgestülpt wäre? Die Herausgeber – nachdem sie so unerschrocken wie in aller gebotenen Schonungslosigkeit die wenig anheimelnde Innenansicht der ganzen antisemitischen Assoziationsmasse, die hier bei Kraus gleich unter der Oberfläche lauert, mit chirurgischer Genauigkeit freigelegt haben – scheinen dies noch zu glauben und glauben machen zu wollen, wenn sie schreiben: »Nicht allein auf der brillanten Rhetorik also, sondern

auch auf dem intellektuellen Potential beruht der Erfolg, den Kraus mit seinem Strafprozess zu erzielen vermochte.« (S. 48)

Ich für meinen Teil finde: mitnichten, und daß es weder für die Heine- noch für die Kraus-Philologie Sinn macht, diese gewiß sehr geistreiche Schrift weiterhin für die Geschichte des Geistes verbuchen zu wollen. Sie ist vielmehr als ein Werk des Ungeistes für die Geschichte des Geistes gleichsam exterritorial und ihr ist folglich auch gar nicht mehr als Bestandteil dieser Geschichte angemessen zu begegnen. Vielleicht gibt es Werke von Geist und Ungeist, wo das Geistvolle den Ungeist aufhebt oder mindestens wieder ausgleicht – Heines eigene Personalpolemiken sind das Schulbeispiel dafür –, und es ist gewiß tröstlich, sich vorzustellen, daß es sich bei einem so Geistreichen wie Karl Kraus auch so verhielte. Aber ich fürchte, daß hier das Geistvolle den Ungeist eher bloß potenziert, daß gerade diese ungeheuerliche Potenzierung des antisemitischen Ungeistes durch den Krausschen Geist auch den eigentlichen »Sinn«, ja die eigentliche, auf seine Weise durchaus beachtliche »geistige« Arbeit dieser Schrift ausmacht: das unermüdliche Schleifen des groben Klotzes des Antisemitismus zu einem feinen, dem Objekt Heine eher angemessenen Stilett. Hat sie denn – von der virtuoson, gleichsam stierkämpferischen Finesse einmal abgesehen, womit sie den ganzen antisemitischen Unflat gegen Heine in ein Feuerwerk von zündenden rhetorischen Einfällen und raketenartig aufsteigenden Bildlichkeiten auflöst – überhaupt noch etwas zu bieten, überhaupt einen gedanklichen oder ästhetischen Kern? Immer wieder verwies man auf den gedanklichen wie ästhetischen Rang dieser Schrift, ohne in der Regel jedoch auszuführen, worin er denn eigentlich bestünde. Schaut man einmal ernsthaft danach, so fällt das Ergebnis eher niederschmetternd aus.

Denn Karl Kraus will die heile Welt. Er will als aufstrebender Ausnahm Jude, daß jene Idylle der feudalen mitteleuropäischen *high society*, zu dem er sich wie durch ein Wunder Zutritt verschaffen möchte, auf immer erhalten bleibe, und reagiert dann allergisch auf alles in Heine, was Gegenteiliges suggeriert. »Wie wird mir zeitlos!«, heißt es dann in einem Krausschen Gedicht, *Wiese im Park* (Schloß Janowitz)<sup>5</sup>, einer Ode auf das Anwesen seiner aristokratischen Geliebten Sidonie von Nadherny, das sich ästhetisch wie weltanschaulich weit hinter 1789 ansiedelt – und sich vermutlich auch dazu bekennen würde, sich so weit hinten anzusiedeln. Und dies nicht nur politisch, sondern ästhetisch. Mit anderen Worten: Trotz seiner Assoziation mit der Avantgarde, seiner diesbezüglichen poetologischen Nähe zum George-Kreis und seinem nachhaltigen Einfluß auf solche Autoren wie Walter Benjamin, Theodor Adorno, Elias Canetti oder selbst Bertolt Brecht, ist nicht nur die politische, sondern auch die ästhetische Position von Kraus hier vorsintflutlich, ja von einer geradezu bestürzenden Haus- und Altbackenheit. Nicht, daß Kraus im Zeichen des Symbolismus oder des Expressionismus erhabene Hermetik verlangt, kühne, neue und aparte

Wendungen und Formen, parataktisch visionär aufgebrochene Strukturen. Sondern er will Wald- und Wiesenlyrik, altmodisch saubere Versifikation und altmodisch saubere Reime; er will kurzum eine Ästhetik der zeitlosen Glockenblumenbesingung, wie er sie selber in der besagten Ode praktiziert hat – die nicht zufällig keineswegs der freien Natur, sondern dem feudalen Gut gilt –, und konnte sich dann als Lyriker vorzüglich in jene Welt- und Arbeitsteilung einreihen, über die Heine sich im *Schwabenspiegel* lustig macht, wo ein Dichter die Maiglöckchen-Hymnisierung, ein anderer die Wachteln-Apotheose übernimmt; Kraus wäre dann für den Schloßpark-Panegyrikus zuständig. Und was immer auch die Meriten von Kraus als Förderer von Lasker-Schüler und Trakl gewesen sein mögen – die ganze Kraussche Ästhetik in *Heine und die Folgen* bewegt sich auf der Ebene eines stur harmonistischen und resolut rückwärtsgewandten »nicht sein kann, was nicht sein darf«, das sich vor dem von Heine neu poetisch Aufgeschlossenen, nicht anders als die Antisemiten, am liebsten panikartig verschließen und sich davor wie in eine Festung in die idyllische Natur bzw. auf den scheinbar weltentrückten Schloßpark zurückziehen möchte. Wenn Heine aber, wie die Herausgeber es vorschlugen, eine Art »alter ego« für Kraus gewesen ist, dann konnte der Angriff auf ihn nicht erfolgen ohne Selbstverleugnung: Und daß gerade Kraus, dessen Bleibendes eher aus dem sehr Heineschen Ingenium einer passioniertesten Zeitbezogenheit heraus entstanden ist, sich hier auf eine blasse und harmoniesüchtige Zeitlosigkeit beruft, ist vielleicht das untrügliche Indiz dafür, daß auch in diesem Fall die Ausgrenzung Heines nicht ohne gleichzeitige Selbstverstümmelung vor sich gegangen ist.

Karl Kraus und die Folgen – allzu kokett hat Kraus sich im nachhinein auf die Wirkungslosigkeit seiner Schrift berufen. Sie sei nicht gelesen worden, sagte er, und doch ist sie nur allzuviel gelesen – und allzu gut verstanden worden. Denn eine unbezweifelbare Signalwirkung ging von Kraus' Schrift aus: die, Heine im Kulturkampf definitiv zum Abschluß freizugeben: mit zweifachem Ergebnis, erstens, daß die Heine-Gegner bei ihrer Abwehr sich nun auf eine über allen politischen Zweifel erhabene, unanfechtbare moralische wie ästhetische Instanz berufen konnten; und zweitens, daß die Entwicklung, die für weite Teile der bürgerlichen deutschsprachigen jüdischen Intelligenz aus Heine eine eher negative als positive Identifikationsfigur machen wird, hier ungeheuerlichen Aufschub erfahren hat. Das Verhältnis zu Heine wird nun auch für diese Gruppe ein zutiefst ambivalentes oder schlicht ablehnendes; aber mehr noch, sie wird – wie die Herausgeber hier für Berthold Viertel oder Jakob Wassermann eindrucksvoll belegen – geradezu zum Medium einer zerreißen inneren identifikatorischen Zerrüttung, so daß bisweilen an ihren Äußerungen zu Heine sich ungleich mehr über diese deutschjüdischen Peripetien ablesen läßt als über Heine selbst; und dies gilt auch für einen so aufmerksamen Heine-Leser wie Werner Kraft, ja es gilt selbst für Denker vom Format eines Walter Benja-

min oder Theodor Adorno. Man solle, hatte Adorno einmal in einem verwandten Zusammenhang geschrieben, dem Weltgeist nicht vorgreifen: Kraus hatte aber dem Weltgeist vorgegriffen. Was der »Weltgeist« – sprich der von Adorno im Zitat anvisierte Faschismus – mit Heine dann anrichtete, bildet den vollends »geistlosen«, sich gleichsam gewaltsam körperlich entladenden Paroxysmus in der »Wirkungsgeschichte« Heines als verzweifelter Abwehrgeschichte.

Weniges kommt nun so monolithisch daher wie die blanke Front der Heine-Abwehr bei den Nationalsozialisten. Und doch gelingt es den Herausgebern, auch hier für wichtige Nuancierungen und Differenzierungen zu sorgen, sogar in diesem Block ein paar interessante Risse und Sprünge zu entdecken. Zunächst allerdings, indem sie uns zu einer revidierten Sicht der beiden wohl berühmtesten aller Anekdoten aus der Heine-Wirkungsgeschichte nötigen: des *Almansor*-Zitats (»Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen«) und der *Lorelei*-Legende. Denn Heine-Bücher wurden von den Nazis keineswegs ausdrücklich, sondern höchstens zufällig mitverbrannt; und es ist bis heute kein einziges Exemplar der *Lorelei* aus der Nazi-Zeit aufgetaucht mit dem berüchtigten Verweis auf den »unbekannten Dichter«. Auch dieses überraschende Fazit einer erstmalig vor ein paar Jahren von Bernd Kortländer vom Heine-Institut gestarteten Recherche wird hier sozusagen offiziell für die Rezeptionsgeschichte aktenkundig: Die von so vielen Zeitgenossen im Exil wie in Deutschland bezeugte Namensklitterung läßt sich dokumentarisch einfach nicht nachweisen. Aber mag die von Walter Berendsohn im dänischen Exil erstmalig auf der Basis von Emigranten-Mitteilungen lancierte Geschichte demnach apokryph sein – sie ist dennoch akkurat. Denn die Präsenz Heines im Deutschland des Dritten Reichs konnte bei allem freilich vorhandenen Vernichtungswillen nie ganz ausgelöscht werden. So ist Heine als Dichter des deutschen Liedes, als Texter der Schumann- und Schubertschen Meisterwerke auch im Deutschland der Nationalsozialisten sehr wohl noch zur Aufführung gekommen; und die agonisierten vertrackten Reflexionen der Nazi-Kulturhierarchie hierüber – ob der Name des Dichters zu tilgen oder nicht zu tilgen, als jüdisch zu kennzeichnen sei, ob man die Lieder als solche aufzuführen, sie glatt aus dem Repertoire streichen oder gar umzutexten habe – beschäftigte noch zu tiefsten Kriegszeiten die Nazi-Gemüter (S. 101–106; 385–387). Insofern hatte die Anekdote vom auszulöschenden Namen des unauslöschlichen deutschen Liederdichters Heine dann doch Recht, und verweist auf einen durchaus authentischen historischen Zusammenhang: die paradoxe Figur eines wie magisch fortbestehenden Spurenelements der Heine-Wirkung auch noch an dem äußerst verfinsterten Extrem des puren Vernichtungswillens<sup>6</sup>.

Je nun: Größer noch als die Macht ihres Gesanges, schreibt Heines Dichterkollege Kafka über die Sirenen, sei die Macht ihres Schweigens. Und mit feinem Gespür für die so subtilen wie krassen Auswirkungen von Machtsignalen weisen

---

die Herausgeber hier sorgfältig nach, wie im Dritten Reich dem Gesange Heines eher als durch die nunmehr spärlich erfolgten, freilich um so wütenderen Frontalangriffe viel effektiver durch eine Politik der schleichenden Kaltstellung und stillschweigenden Ausmerzung begegnet wurde: Es wurde signalisiert, daß Heine unerwünscht war, man beugte sich – wenn auch nicht immer – diesem Signal, und Heine verschwand schnell oder langsam aus den Köpfen, Bücherregalen und Zitatenschätzen (S. 97–101). Und vielleicht ist es – neben dem abermals politisch überdeterminierten Moment des anbrechenden Kalten Krieges – diese schleichende Kaltstellung, diese ›stille‹ Ausmerzung durch die Macht des Verschweigens, gekoppelt mit einer nach der Shoah gleichsam ins Unsagbare gestiegene Befangenheit im Umgang mit dem Juden Heine gewesen, die in ihrer unglückseligen Zusammenwirkung alle dazu geführt haben, daß nach 1945 in dem westlichen Teil Deutschlands nicht etwa, wie man naiverweise hätte erwarten können, eine Heine-Renaissance, sondern eine zweite Heine-Ferne entstanden ist, die etwa bis Ende der sechziger Jahre anhalten, also fast zweimal so lang als das Nazi-Reich selber andauern sollte: eine eigentümliche Heine-Absenz in der um internationales Ansehen und ›Wiedergutmachung‹ sonst so peinlich bemühte Bundesrepublik, die auf ihre Weise so paradox wirkt wie die residuale Heine-Präsenz im Vorgängerstaat: nunmehr eine Art – nach so vielen zerreißen den Mißtönen – Schweigen der Anti-Heine-Sirenen.

Ja, wenig fehlt, und man könnte diese Epoche als die eigentliche Zeit der größten Heine-Ferne bezeichnen: denn selbst die NS-Größen hatten noch ihren Heine im Ohr, aber nun ist eine Generation in Deutschland herangewachsen, die Heine einfach nicht mehr kennt, und wenig geschieht, um diesem Zustand abzuhelpfen, so daß in gewisser Weise das Heine-Projekt der National-Sozialisten in der Bundesrepublik noch weitgehend gleichsam ›kalt‹ realisiert wird; und wenn Heine schon aus Repräsentationsgründen nicht mehr ganz aus dem Kanon wie aus der deutschen kulturellen Öffentlichkeit verschwindet, so ist er dort in der Tat marginal geworden, wie dereinst in den kühnsten Träumen der Heine-Fresser, und besteht gleichsam höchstens noch in einer Handvoll, fast als radioaktive Ware behandelten Gedichten fort. Ob ein ehemaliger Kulturattaché der NSDAP in Paris und nunmehr Großkritiker des westdeutschen Feuilletons Heine in Berufung auf Karl Kraus als Sprachverhunzer und Ahnherr der Schlagertexter denunziert (S.480–482); ein westdeutscher Germanist in einer Geschichte der Lyrik ihn nur noch als sprachohnmächtigen, so epigonenhaften wie destruktiven »Liquidator der goldenen Bilder« verstehen kann (S. 145 f.); ob gar der in anderen Zusammenhängen so verdiente Schweizer Literaturhistoriker Walter Muschg Heine nicht nur als »Niederreißer alles Hohen und Schönen« bekämpft, sondern gar noch 1947 eine »Hauptschuld an dem Untergang Europas« zuschreibt (S. 460) – so hat man vollends den Eindruck einer verkehrten Welt, eines mehr oder weniger perfekten Selbstverblendungszusammenhangs,

einer nunmehr von selbst laufenden Automatik, wo Heine nach seiner Ächtung durch die Nationalsozialisten gar am allerwenigsten als Gegenstand erneuter grundsätzlicher Fragestellung, sondern nach wie vor und eigentümlich ungebrochen als Symptom, Chiffre, Auslöser, Abrufer von instinktiven Abwehr-Ritualen dient, die so festgefahren und erstarrt sind, daß sie nicht mehr hinterfragt zu werden, oder gar von einer Kenntnis eigentlicher geschichtlicher und literargeschichtlicher Zusammenhänge mehr getrübt zu werden brauchen. Selbst Versuche, wie die von Walter Höllerer, Heine aufgeschlossen zu begegnen, wirken da noch merkwürdig unbeholfen und orientierungslos (S. 555–560).

Aber, wie die Herausgeber zu Recht hervorheben, ist es fast eher das unheimliche Schweigen, das sich um diese Zeit über Heine ausbreitet, die pure Absenz und Marginalisierung auf dem Büchermarkt, in Schulen und Hochschulen, worin das nach wie vor belastete Verhältnis zu dem Dichter am untrüglichsten zum Ausdruck kommt (S. 137–140), und wenn Heine, wie man so sagt, von den Kommunisten reklamiert und vereinnahmt wurde, so erklärt dies noch lange nicht, warum man offenbar so ohne weiteres bereit war, ihn als deutschen Klassiker an die bösen Kommunisten gleichsam widerstandslos – und manche würden sagen, erleichtert – abzutreten. Heute ist das Düsseldorfer Heine-Institut eine deutsche Kulturinstitution von globaler Ausstrahlung, eine Attraktion und Zierde der Kommune; damals, als ein kleines Fähnlein Aufrechter 1956 in Düsseldorf die Heine-Gesellschaft gegründet – und offenbar im wahrsten Sinn Pionierarbeit geleistet – haben, war dies ein Vorkommnis, was eher den Verfassungsschutz – wegen vermeintlicher KP-Nähe – interessierte, als selbst nur eine lokale Öffentlichkeit (S. 142). In dem ganzen Werk von Emil Staiger, dem damaligen Zürcher Literaturpapst und einem strammen rechten Konservativen, kommt Heine nur noch äußerst selten, und dann am äußersten Rande, gleichsam als gescheiterter Brentano-Epigone vor; und dies war wohl die generelle Wahrnehmung (S. 137). Freilich wird die westliche deutschsprachige Germanistik nach 1968 dann kräftig aufholen und sich Heine mit einer Wucht wieder aneignen, daß man von einem Eroberungs- oder Wiedereroberungsvorgang sprechen könnte, der bis heute anhält; aber davon ist in dieser Zeit der zweiten Heine-Eklipse wenig oder nichts zu spüren. Die Herausgeber sprechen zwar von einer Latenzzeit eines dennoch auch im Westen »wachsenden Interesses« an Heine (S. 162), aber der ganze Vorgang ist vielleicht eher mit Vergleichsinstanzen aus dem Bereich der Physik oder der Völkerkunde – daß ein Vakuum danach schreitet, besetzt, ein Tabu, übertreten, ein negativer Pol wieder positiv aufgeladen zu werden – angemessen zu verstehen als durch solche organischen Wachstumsmetaphern, denn man muß schon ein sehr hölderlinsches Gemüt sein, um in dieser Heine-Ödnis ein »ahnendes« zu sehen.

Dabei gibt es indes aus dieser Zeit durchaus einen Text zu Heine, der zumindest vom Rang und Namen des Verfassers her zunächst verheißungsvoll in diese

Ödne hineinragt, um dann luftbildartig zu verpuffen. Theodor Adornos 1956 gehaltene Ansprache zur *Wunde Heine* weckt ja Erwartungen, daß hier einmal ein paar couragierte und klärende Worte von dem kritischen und äußerst reflektierten Denker – wie von dem heimgekehrten deutschjüdischen Exilanten – endlich einmal gesprochen werden (S. 146 f.; 533–536). Dies ist anscheinend sogar auch durchaus die ursprüngliche Absicht des Autors gewesen, der mit uncharakteristischer Direktheit einige Tabuthemen zur Sprache bringen möchte: das Judentum, die Shoah, Heines immer schon in Frage gestellten Status in dem deutschen Bildungskanon, gar den Kapitalismus. Außerdem will Adorno Heine dazu noch anscheinend »retten« (S. 535). Aber gemäß jener Logik der Anomalie und Paradoxie, die uns in dieser seltsamen Wirkungsgeschichte auf Schritt und Tritt begegnet, bleibt der somit in Angriff genommene Prozeß der kritischen Erkenntnis, gar der Rettung seltsam abortiv und nimmt sich selber ganz zurück, wo er nicht gar in sein Gegenteil umschlägt. Denn wir befinden uns, wie die Herausgeber vollends zu recht betonen, hier bei Adorno keineswegs auf sicherem Boden, sondern weiterhin auf einem verminten Gelände, oder, um einmal in eine andere Bildlichkeit auszuweichen, auf dem noch keineswegs entsorgten Terrain des so tückischen und bei Adorno noch gleichsam in vollster radioaktiver Blüte stehenden Heine-Komplexes.

Denn es gesellt sich hier bei Adorno, in einem wahrhaft unheimlichen Spiegelungsverhältnis, zu dem automatisierten Nachspielen der festgefahrenen Rituale der Heine-Abwehr, des eigentümlich ungebrochen fortbestehenden deutsch-bürgerlichen Heine-Komplexes in diesen Jahren, nichts weniger als ein letztes kulminierendes Durchexerzieren, ein letztes fulminantes Durchzucken des *deutschjüdischen* Komplexes in Sachen Heine. Und in der Tat ist Adornos Text vielleicht am ehesten zu begreifen als das letzte aparte Kabinettstückchen in der großen Raritätensammlung der geistigen Verwirrungen und sonderbaren Pathologien, welche die dominanten bürgerlichen deutschen und deutschjüdischen Diskurse zu Heine darbieten; und zwar keineswegs als leicht abgeklärtes fernes Echo und abgemildertes Nach- und Ausklingen, sondern durchaus als ein letztes wildes Aufbäumen, wo die ganzen gewaltigen Bildungshintergründe des Philosophen geballt aufgeboten werden, um anhand von Heine noch im Wiedergutmachungsgestus sein so epigonenhaftes wie höchst originelles persönliches Abwehrritual durchzuziehen. So hat, nach dem inzwischen Ereigneten, Adornos Neuinszenierung der Krausschen Anklage gegen Heine Aspekte sowohl des Farcehaften wie des Tragischen und wirkt der Katastrophe weniger entgegen, als sie selber an der Katastrophe immer noch teilhat. Denn im Jahre 1956 in Deutschland als namhaftester Vertreter der Kritischen Theorie im Namen von Aufklärung und Wiedergutmachung völlig unreflektiert die haltlosen antisemitischen Stereotype in Sachen Heine zu verbreiten – ja, sie gar noch abermals zu kompromieren und zu verschärfen – darf man wohl als kata-

strophal bezeichnen, eine Katastrophe, die man sogar versucht wäre, eine Farce zu nennen, wenn der tragische Aspekt solcher anhaltenden Blendung und Selbstverblendung nicht überwiegen würde.

Ominös genug setzt Adornos Ansprache dann auch gar nicht mit Heine selber ein, sondern mit der Verbeugung vor Karl Kraus, dessen Heine-Verdikt schon vorweg als unauslöschlich bezeichnet wird. So steht alles, was folgt, gleichsam unter dem Zeichen von Kraus, wie sich Adornos Aussagen dann sehr bald weniger als die eines Heine-Kenners, als die eines Kraus-Adepten entpuppen. Denn Heine ist laut Adorno nichts anderes als der ›jüdische Mittelsmann‹, der in seinem so überanstrengten wie gescheiterten Mimikry- und Anpassungszwang hemmungslos den Ausverkauf der deutschen Sprache, des deutschen Gedichts, des sakrosankten Lauts des innersten Ausdrucks an den Markt betrieben habe – eine Art erste automatisierte Gedichtmaschine. So weit reichten, sinniert der Philosoph, damals schon – wir sind immerhin 1825 im rückständigen pastoralen Deutschland, nicht 1850 in Paris oder 1956 in Frankfurt – »Ware und Tausch« und die finsternen allgegenwärtigen Marktgesetze. Und hier gilt es für den Leser aufzupassen. Denn der zunächst so kritisch anmutende Globalbefund und, fast möchte man sagen, Allerweltsbegriff des »Kapitalismus« dient hier nicht etwa dazu, die Analyse historisch zu konkretisieren und zu politisieren, sondern im Gegenteil: Sie wird dadurch so vollends ahistorisch wie entpolitisiert, zum puren abgehobenen Phantasie- und Projektionsgebilde. Sie hängt in der enthistorisierten Luft und ist mehr oder weniger frei erfunden. Denn erstens hat der zeitlebens als dissonant und disharmonisch verschriene Heine sich nie mit einer Gedichtsammlung irgendeiner literarischen Mode angepaßt, sondern ist gerade um des souveränen poetischen Ausdrucks willen immer wieder neue, sein deutsches Publikum reichlich verstörende Wege gegangen: Schon *Das Buch der Lieder* – von den weitaus kühneren späteren Sammlungen ganz zu schweigen – wurde bei seinem ersten Erscheinen als prekäre Entgrenzung, gar als luziferischer Verstoß gegen die vorherrschenden Konventionen und Gesetze der poetischen Harmonie empfunden. Von seinem erst später einsetzenden Erfolg hat Heine – der sich hierin von seinem ›arischen‹ Verleger Campe übervorteilen ließ – übrigens selber keineswegs im geringsten materiell profitieren können. Aber mehr: Heine war ja mehr als alles andere ein politischer Schriftsteller, der nicht nur die Restauration und das Ancien Regime in Preußen und Österreich zeitlebens bekämpfte, sondern auf geradezu prophetische Weise die unerhörte Schärfe der neuen Klassengegensätze im Pariser Frühkapitalismus in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt und besprochen hatte: Doch gerade *dieser* Heine scheint für Adorno kaum zu existieren. Er wird vielmehr ganz nach dem Krausschen Vorbild ausgeblendet; und nicht etwa als Kritiker und Gegner des Kapitalismus erscheint hier der Dichter, sondern – wie der »Jude« im antisemitischen Diskurs – vielmehr als dessen bloß verhängnisvolles Medium und willfähriger Agent.

---

Deshalb auch figurieren »jüdischer Mittelsmann« und »Heine« bei Adorno auch semantisch-grammatikalisch als völlig austauschbare Größen – und so wird 1956 noch von der »eigenen Schuld« Heines wie jenes Mittelsmanns gesprochen (S. 533). Noch bedenklicher dabei ist der Umstand, daß derartige denunziatorische und vilifikatorische Konstrukte gar nicht mehr – so hanebüchen und verzerrt auch immer –, wie noch bei Kraus und den Antisemiten, ja selbst noch bei den Nationalsozialisten, argumentativ begründet werden, sondern sie und ihre Stimmigkeit werden nunmehr einfach apodiktisch vorausgesetzt. Sie bilden nicht mehr den End-, sondern den Ausgangspunkt der ach so tief sinnigen und »kapitalismuskritischen« Analyse: Der »Jude« Heine der Krausschen und antisemitischen Imagination tritt somit ganz und gar an die Stelle des historischen und realen. Der Philosoph, sonst Sachwalter der Phänomene gegenüber dem totalitären Zugriff der Begriffe, erliegt hier geradezu paradigmatisch dem die Empirie überwältigenden Ideologem und Vorgehen des »Totalitären«; statt Stereotype und konformistische Rituale zu unterlaufen wird der Diskurs selber am Ende vom Stereotyp und Konformismus eingeholt; und Adorno, der von seiner stolzen hermetischen Verweigerungswarte aus Heine Komplizenschaft an dem »Treiben« vorwirft, macht dann um so hemmungsloser selber an dem Treiben gegen Heine mit.<sup>7</sup>

Denn in der Tat begegnen nirgends in der ganzen Abwehr-Geschichte Heines – also nicht einmal bei den Nationalsozialisten – so viele Negativ-Äußerungen zu Heines Sprache auf so kleinem Raum wie in diesem Aufsatz, der sich diesbezüglich nicht nur von den Krausschen Theoremen, sondern von denen Richard Wagners zur »plappernden« Judensprache, die Adorno wohlbekannt waren, herzuschreiben scheint: »In seiner Folge ward schließlich die Lyrik abgezogen in die Sprache von Zeitung und Kommerz l. . .] Ware und Tausch bemächtigen sich in Heine des Lauts, der zuvor sein Wesen hatte an der Negation des Treibens l. . .] nur der verfügt über die Sprache wie über ein Instrument, dem sie in Wahrheit fremd ist l. . .] Dem Subjekt aber, das die Sprache wie ein vergriffenes Ding gebraucht, ist sie selber fremd.« (S. 533–535)

So ist nach solcher Abfertigung Heine dann für Adorno auch gar nicht per se als Dichter interessant, sondern nur als repräsentatives »Opfer«, gleichsam am äußersten Pol, am Nadir seines vermeintlichen sprachlichen und poetischen Unvermögens; wo, nach einem eher eschatologisch als philologisch zu bezeichnenden Verständnis, »Mißlingen« mit einmal »ins Gelungene« umschlägt: Wo das pure Leid des Ausgestoßenen durch alle armselige Fadenscheinigkeit seiner Sprache dann doch wie durch ein Wunder noch expressiv durchschimmert (S. 535 f.). Mit anderen Worten: Was wir vor uns haben, ist ein unwahrscheinliches Amalgam, eine hybride Mischung von einem durch nichts gehemmten Denunziations- und Distanzierungs-, mit einem kompensierenden und sich vermutlich als dialektisch begreifenden Erlösungswillen. Denn zu den – noch ver-

schärften – Krausschen Theoremen kommt dann, als originelle Zutat, wohl etwas von dem Wagnerschen Diskurs zum Juden, dem Adorno erstaunlich viel abgewinnen konnte, hinzu: Annihilation als Erlösung.<sup>8</sup> Wagners Programm für den Juden war ja, daß dieser von sich selber erstmal durch die Annihilation erlöst werden müsse. So wird der »Jude« Heine bei Adorno ebenfalls als erstes annihiliert und abgefertigt, um dann letztlich doch »erlöst« zu werden. Und so finden wir hier bei Adorno eine Art waghalsige trinitarische Verschmelzung, eine unheilige Dreieinigkeit, einen wüsten Synkretismus, wie sie vielleicht einzig ein Denker von seinem Bildungsgrad und Denkvermögen zuwege bringen könnte. Einerseits von dem – schon bei dem Meister oft fragwürdigen, hier jedoch vollends abgeschmackten – Benjaminschen Theologumenon von der »Ausdruckslosigkeit«, dem gerade in seiner gänzlichen Unbeholfenheit so ergreifenden Klage laut der menschlichen Kreatur, welche hier der Dichter Heine in seiner sprachlichen Verwahrlosung abgibt; und andererseits von dem perfiden antisemitischen Stereotyp sowohl – nach Kraus – von Heine dem handelsbessenen und primär materiell angetriebenen »Geld-«, wie auch – nach Wagner – von dem hilflos stammelnden und sprachunfähigen »Stotterjuden«. Freilich verurteilt Adorno Heine nicht mehr einfach für seine sprachlichen Vergehen – er empfindet für ihn darob noch Mitleid: Daß der Dichter aber ein usurpiertes, rein äußerliches und zutiefst schädliches Verhältnis zur deutschen Sprache hatte und sich in ihr nur noch wie ein Fremdkörper bewegen konnte, steht dabei für ihn außer Frage, ohne hier auf die historischen Ursprünge solcher Theoreme auch nur einmal zu reflektieren, die ihm doch sehr wohl bewußt waren. Und in einer letzten wahrhaft bestürzenden, sprache-, gedanken- und atemverschlagenden Paradoxie vermag nicht einmal das, was Adorno unter der Chiffre »Auschwitz« beschworen hat – und das bei ihm zu Recht alle etablierten Begriffe von Kultur wie von der Lyrik zutiefst in Frage stellte –, an dieser unerschütterlichen Vorstellung von Heine als »Jude« im eigenen Kopf überhaupt noch was zu ändern: Im Gegenteil, der Denker scheint sich dann nur um so emphatischer an sie zu klammern, sie wird dadurch sogar letztlich bei ihm eher nur bestärkt. Ob aber dem Dichter Heine damit tatsächlich »geholfen« – ob er auf solche Weise gar »gerettet« werden kann?

»Den Talmudkommentar dazu her!« – wie Franz Kafka einmal in einem verwandten Heine-Zusammenhang ausrief, wo es auch um den angeblich so defizitären und lügenhaften Heine ging: Mit der ganzen Kafka eigentümlichen Begabung, mit einem Wort unsere ganze Fragestellung auf ein anderes Niveau zu heben. Denn der von der nichtjüdischen Umwelt als lügenhaft denunzierte Heine wird da – aus Sicht des jüdischen Schriftstellers Kafka – kurzerhand wieder mit der Heiligen Schrift und der numinosen Offenbarung verbunden, jener allerhöchsten Sprach- und Wahrheitsebene also, von der der Diskurs der Abwehr ihn abschneiden möchte; und im selben Kafka-Brief werden Goethes *Faust* und das *Buch der Lieder* zusammen genannt als die zwei »Zauberbücher« der deut-

schen Dichtung (S. 88).<sup>9</sup> Auch ist es bezeichnend, daß die beiden wohl größten jüdischen Dichter deutscher Sprache im 20. Jahrhundert, Franz Kafka und Paul Celan, sich in Sachen Heine als völlig immun gegen die Krausschen Bestrickungskünste erwiesen; wohl auch, weil sie bewußt ihre Produktion an den Rändern der vorherrschenden deutschen Literaturdiskurse ansiedelten und nie da den fatalen integrativen Anschluß gesucht haben. Denn angesichts dieser grundsätzlichen okkultierten Beschaffenheit des »Zentrums« der Heine-Rezeption in dem dominanten bourgeoisen Strang der Überlieferung kommen die produktiven Ansätze zu der Artikulation eines anderen, von Befangenheiten und Affiziertsein wesentlich befreiten Heine-Bildes in der Tat eher von Peripherien. Wie bei der Sonnenfinsternis befinden sich die Lichtquellen hier also an den Rändern, in der Korona. Im Sinne der Wirkungsgeschichte Heines sind die wichtigsten dieser Quellen die Arbeiterbewegung und das Exil, die deutsch-jüdische Diaspora. Beide werden in dieser Dokumentation vielleicht erstmalig in solcher umfassenden Weise aufgenommen wie auch ausführlich und differenziert gewürdigt – auch dies ein Punkt, wo hier eine schlechterdings neue Qualität der Fragestellung und Erfassung vorliegt.

Denn in der Tat kann man im Falle Heines und der Arbeiterbewegung geradezu von einer *gegenkulturellen* Symbiose sprechen, die genau invers zu der unglückseligen Wirkungsgeschichte in der offiziellen bürgerlichen Kultursphäre verläuft. Sie setzt schon von allem Anfang ein und wird ungebrochen fortbestehen, bis sie dann in der DDR institutionalisiert wird, und Heine in einem durchaus bemerkenswerten Vorgang nicht nur erstmalig zum offiziell anerkannten Klassiker, sondern wieder in der quantitativen wie qualitativen Verbreitung zur genuinen kulturellen Präsenz wird. Bildet die Arbeiterbewegung im Kaiserreich eine Art Gegenöffentlichkeit und Gegenkultur, so nimmt es vielleicht nicht wunder, daß sie sich des großen Gegenklassikers Heine annimmt und mit ihm geradezu eine Art Gegenkanonisierung betreibt. Insofern bietet gerade die Rezeption Heines in der Arbeiterbewegung eine Art spiegelverkehrtes Bild zur bürgerlichen Abwehrgeschichte, das in vieler Hinsicht aufschlußreich ist. Denn nicht nur, daß Heine geradezu zur Ikone und zu der gleichsam autoritativen kulturellen und literarischen Instanz im Bildungspantheon wird, auf dessen Beispiel diese neue soziale Protestbewegung sich dann immer wieder berufen wird; und nicht nur, daß hier, im Rahmen der Arbeiterbewegung, die Stationen eines progressiven und qualitativen Zuwachses an Erschließung und Verstehen eines Autors immer wieder zu verzeichnen sind, die der eigentlichen Norm der Kanonisierung entsprechen, und die man im bürgerlichen Lager so schmerzlich vermißt. Sondern hier werden, in einem der spannendsten Momente, wenn nicht gar dem spannendsten Moment dieser so spannungsgeladenen Wirkungsgeschichte, die Schranken und Normen des Bürgerlichen und der bürgerlichen Kultur selbst gesprengt: Indem Heine – ein »klassischer«, wenn auch *gegenklas-*

sischer Dichter und Autor also – zur authentischen und aktiv angeeigneten kulturellen Präsenz in einer Bewegung der Subalternen und von der offiziellen Kultur weitgehend Ausgeschlossenen und Depossidierten wird, das heißt, wo Heine als operativem medialem Künstler und politischem Produzenten, der seine Texte nunmehr bewußt für einen nicht-bürgerlichen Adressaten verfaßt, schlechterdings nicht mehr mit unseren festgefahrenen Kategorien des Bürgerlichen oder gar der »Kultur« beizukommen ist – auch übrigens nicht mit denen des offiziellen Marxismus.

Um aber zunächst von jenem Prozeß der alternativen Kanonisierung zu sprechen, der hier mit solcher dankenswerten Ausführlichkeit und Umsicht belegt ist. Die Voraussetzungen dafür sind mit Sicherheit nicht nur in den rein biographischen Umständen der vorübergehenden politischen und literarischen Zusammenarbeit Heines mit Marx in 1844 und der daraus erwachsenden lebenslangen gegenseitigen persönlichen Wertschätzung zu suchen. Die junghegelianischen und vormärzlichen Wurzeln, die Religionskritik, die Deutschlandkritik, der gemeinsame Feind der Deutschtümler und Nationalisten, die Anklage der sozialen Ungerechtigkeiten, und das zutiefst geteilte Verständnis von einer politischen Verheißung, von einem Auftrag der politischen Moderne, die unerhörten Möglichkeiten der neuen Industrie dafür zu nützen, eine Gesellschaft ohne Zwang, Bevormundung und Entbehrung einzurichten – alles dieses bildete den Ausgangspunkt für die sachliche und unbefangene Begegnung der sozialistischen Arbeiterbewegung mit Heine, wie sie beispielsweise der Sozialdemokrat Franz Mehring in seiner Biographie dann vollzog (S. 7 ; S. 239–243). Dabei kommen Aspekte wie Heines Judentum, Brüche in der Biographie wie auch die so berühmte wie ambivalente Weissagung vom »Sieg des Kommunismus« im Vorwort der *Lutezia* freimütig und ohne Verzerrungen und Glättungen zur Sprache, denn zu solchen Verzerrungen sieht sich der sozialdemokratische Biograph gar nicht genötigt. Somit wurde ein erster Grundstein für die spätere marxistische Literaturwissenschaft zu Heine gelegt, die auch später wesentlich sachlich und faktisch verläßlich bleibt und weitgehend ohne Verzerrungen auskommt. Der zweite große Meilenstein in dieser Entwicklung ist der große Heine-Essay von Georg Lukács in 1935, der, in der Absicht entstanden, ein Gegenbild zu dem Heine der faschistischen Denunziation zu entwerfen, gerade deshalb auf vordergründige politische Schlagwörter und Vereinnahmung verzichtet und ein äußerst differenziertes Bild von der historischen Sprechsituation Heines zeichnet, der interessanterweise für den wenig später so auf den bürgerlichen Roman und Realismus Fixierten gerade das Plebejische an Heine hervorhebt und eine erste grundlegende und durchaus originelle Reflexion auf das poetologische Problem der Heineschen Ironie bietet. So kam zu Mehrings historisch und biographisch verläßlicher Würdigung eine fundierte und spekulative interpretative Dimension der Erfassung hinzu (S. 123 f.; 406–413).

So kann es zu der weiteren interessanten Heine-Anomalie kommen, daß die offizielle Erklärung des SED-Zentralkomitees zu Heines Todestag 1956 (S. 497–500) trotz aller Schrullitäten, die man mit einem solchen Gremium verbinden mag, mehr Brauchbares und Verlässliches zu Heine enthält, als fast alles, was um diese Zeit in der Bundesrepublik erschienen ist – inklusive der Heine-Ansprache des Philosophen Adorno. Denn das Heine-Bild in der DDR kann in der Tat von anderen Voraussetzungen ausgehen; und vielleicht ist die wichtigste dieser Voraussetzungen einfach die Tasache, daß dieses Bild nicht schon im Vorfeld zerschlagen, getrübt oder als irgendwie problematisch empfunden wird. Vielmehr herrschte in der DDR eher eine Unbefangenheit, ein ungestörter Zugang zu dem Dichter, die so im Westen nicht möglich gewesen zu sein scheint, sowie die selbstverständliche und nicht von vornherein immer wieder in Frage gestellte Voraussetzung seines Rangs. Die DDR hatte wohl viele Komplexe, aber an dem westdeutschen Heine-Komplex litt sie nicht. Und an diesem Vorgang ist vielleicht das Wichtigste: Nicht, daß die SED den Status Heines als Klassiker, und gar als Nationalklassiker der DDR, verordnet hat – die SED hat vieles verordnet. Sondern wichtig und bemerkenswert vielmehr ist, daß in diesem Fall das von der SED Verordnete *griff*; und das heißt, daß Heine in dem östlichen Deutschland zu einem vielgeliebten und vielgelesenen Klassiker geworden ist, zu einem Zeitpunkt, wo er im Westen noch marginalisiert und feuilletonistisch wie germanistisch eher scheel angesehen wurde. Und hier ist den beiden Herausgebern zugute zu halten, daß sie als westliche Wissenschaftlicher dem westlichen Klischee von einem bloß parteioffiziell verordneten und ideologisch vereinnahmten Heine in der DDR nicht aufsitzen, sondern die Bereitschaft aufbringen, ein Gegenbeispiel gelungener Heine-Aufnahme nach dem Krieg gleichsam neidlos anzuerkennen und fair und ausgewogen darzustellen (S. 147–160). Denn mag die DDR mißlungen sein – ihre Heine-Rezeption war es nicht, und hier wird sie in ihrer ganzen Spannweite erfaßt: Das Populärwissenschaftliche und Biographische findet da Erwähnung ebenso wie der nicht unwichtige materielle Umstand, daß alles getan wurde, Heine-Texte in großen und intelligent gemachten Ausgaben und Anthologien einer breiten Leserschaft zu präsentieren (S. 148–150).

Aber auch die Heine-Philologie im eminenten Sinn erreicht schon in dem ersten Jahrzehnt nach der Gründung der beiden deutschen Staaten in der DDR einen Standard, an den die BRD und der ganze deutschsprachige Westen erst Ende der Sechziger und in den siebziger Jahren dann anschließen kann. Das setzt ein mit Hans Mayers brillantem Essay des Jahres 1949, wo Heines Dichtung in ihrer ganzen saint-simonistischen, so sensualistischen wie eschatologischen Schwingung begiffen wird (S. 150 f; 474–479). Wolfgang Harich – der bald als Oppositioneller am eigenen Leib erfahren sollte, was es manchmal heißt, Philosophie in der Politik realisieren zu wollen – schrieb 1954 eine bahn-

brechende Untersuchung der philosophischen Positionen Heines, ein bis heute kritisch unterbeleuchtetes Gebiet der Heine-Forschung (S. 158 f.; 543–548), und schließlich legte Hans Kaufmann einen Kommentar zum *Wintermärchen* vor, der diese klassische politische Dichtung keineswegs nur nach der vermeintlichen und vordergründigen politischen Aussage abklopfte, sondern durchaus auch – und ebenfalls erstmalig – in einem exemplarischen *close reading* in ihrer tiefergründigen literarästhetischen und poetologischen Dimension erfaßte (S. 152; 536–542). Mit anderen Worten: Heine wird in der DDR in dieser Zeit auch in dem Sinne klassisch, als er zu immer vertiefenderen, weitergreifenden und von Grund auf erneuerten Fragestellungen reizt; der entscheidende Spielvorteil also, den die DDR-Philologie um diese Zeit gegenüber der westlichen besitzt, ist vielleicht weniger der Tatsache der staatlichen »Verordnung« von Heine als Klassiker, als einfach die gleichsam naive und stillschweigende hermeneutische Voraussetzung – wie übrigens im ganzen nichtdeutschsprachigen Ausland auch –, daß er einer *sei*. Und insofern kann man sogar zu dem Schluß kommen, daß in jenen Jahren die DDR-Philologie zu Heine gerade dieses ihrem westlichen Gegenpart voraus hatte, daß sie Heine wesentlich undogmatischer, aufgeschlossener, unvorbelasteter, ohne professorale Voreingenommenheiten, festgefahrene Wahrnehmungsstörungen und ideologische Scheuklappen begegnen konnte.

So beispielhaft und vorbildlich und selber ideologisch unvoreingenommen nun die vorliegende Edition diese sozialistische Rezeptionsgeschichte dokumentiert und kommentiert, und so sehr sie auch sonst um eine differenzierte und dem heutigen Kenntnisstand entsprechenden Darstellung bemüht ist, so erliegt sie in einem Aspekt dann doch bedauerlicherweise einem so bürgerlichen wie marxistischen Vorurteil: dem von einer prinzipiellen Irrelevanz der Kulturgüter für die eigentliche politische Auseinandersetzung. So erlauben sich die Herausgeber, Hinweise auf die praktische Bedeutung von Heine-Texten für die Arbeiterbewegung als bloße illusionäre Hirngespinnste und ideologische Wunschvorstellungen mit einem professoralen Achselzucken abzutun: »Konkrete Belege für diese proletarische Vereinnahmung bleiben allerdings spärlich.« (S. 74)

Indes, die besagten Belege lassen sich im Gegenteil – für denjenigen, der sie sucht – doch ohne weiteres und in aller erwünschten Fülle finden. Die ganze sozialistische Publizistik und Memoirenliteratur dieser Jahre, und keineswegs nur die der Intellektuellen- und Führungsschicht, ist von ihnen übersät, und deshalb ist es sehr zu bedauern, daß gerade eine Wirkungsgeschichte, die den entscheidenden Schritt gewagt hat, Zeugnisse der Heine-Wirkung auch außerhalb der üblichen akademischen und literarhistorischen Quellen zu erfassen, uns hier ausnahmsweise im Stich läßt und in diesem nicht unwichtigen Bereich keines dieser Zeugnisse aufnimmt, ja schon ihre bloße Existenz gleichsam

aporetisch abstreitet; denn sie dokumentieren eine historische und unterirdische »Tiefen«-Dimension von Heines Wirkung, von der aus die pure Virulenz, die Intensität und verzweifelte Energien der bürgerlichen und völkischen Abwehr vielleicht erst verständlich werden. Und in der Tat: In der Literatur der Heine-Fresser fehlt selten, als Begründung für den Todeskampf gegen den Dichter, der entsetzte Hinweis auf den hohen Gebrauchswert von Heine-Texten für den Feind, für den »Umsturz«, für die Arbeiterbewegung. Heine inkarnierte damit nicht nur den Hinweis auf historisch Verdrängtes in der Nationalgeschichte, sondern durchaus eine aktuelle und noch immer wachsende Bedrohung: die durch den Plebs und durch das Unten – etwas, was sowohl bei Karl Kraus wie in der faschistischen Kritik noch bedeutsam im Hintergrund gespukt hat.

An dem geschichtlichen Nadir des faschistischen Triumphs, wo die gängige Vorstellung von Kultur ihm in jedem Sinne brüchig geworden war – 1940 – hatte Walter Benjamin geschrieben: »Der Klassenkampf l. . . ist ein Kampf um die rohen und materiellen Dinge, ohne die es keine feinen und spirituellen gibt. Trotzdem sind diese im Klassenkampf anders zugegen denn als die Vorstellung einer Beute, die an den Sieger fällt.«<sup>10</sup> Oder hätten anders zugegen zu sein. Und gerade darin ist mitunter auch die erstaunliche historische Originalität Heines zu erblicken, daß er diese Frage von der operativen »Aufhebung der Kultur« bereits ab 1840 und 1844 für die Medien Zeitung und Gedicht für sich gestellt und exemplarisch gelöst hat. Denn Heine ist spätestens ab diesem Zeitpunkt ein vollends »operativer« Künstler, wie erst ein knappes Jahrhundert später Tretjakow und Majakowski, Brecht und Benjamin dafür die begriffliche Apparatur geschaffen haben: Sprich, Heine hat sich von der ideellen und »logokratischen« Vorstellung einer sich selbst genügenden, eher kontemplativ und autonomen Sphäre des Kulturellen verabschiedet und hat im politischen Gedicht und Zeitungsartikel Textsorten gewählt und Texte verfaßt, nicht, um von seiner ideellen Gesinnung Zeugnis abzulegen, sondern um konkret, materiell und real einzugreifen, mitunter auch ein nichtbürgerliches Publikum zu erreichen, und gerade auch bei diesem möglichst tiefe und breite Wirkungen zu erzielen. Aber genau darin, daß er in diesem Sinne gewirkt hat – nicht nur im ideellen, sondern im materiellen und medialen Sinn zum »Klassenfeind« übergelaufen ist –, ist wohl der eigentliche Grund für die ganze Wut der bürgerlichen Gegenwehr zu erblicken, den auch in diesem Sinne großen »Gegenklassiker« auszuschalten und an seiner Wurzel, sprich seiner Präsenz, auszumerzen. Denn ein Heine, der überhaupt präsent war, war nunmehr identisch geworden mit einem, der in diesem subvertierenden Sinne wirkte; Wirkung und Präsenz waren nicht mehr auseinanderzuhalten, und deshalb konnte man angesichts von einem Heine als operativer Präsenz in der Arbeiterschaft sich den Luxus eines Heine als bürgerliches Kulturgut schlechterdings nicht mehr leisten. Das hatten die Heine-Gegner verstanden, und dies gab ihre sonst noch so fadenscheinigen Argumenten

und Begründungen eine hintergründige klassenpolitische Wucht und Kohärenz, gegen die Heines oft zaghafte und ambivalente bürgerliche Befürwörter dann nicht mehr aufkamen.

Und in der Tat: Es fehlt nicht an protokollarischen Festhaltungen gerade dieser gleichsam ›unterirdischen‹ Heine-Wirkung, die nicht etwa von Heines Status als kultureller Ikone und ideellem Verbündeten, sondern von dem unmittelbaren materiellen Gebrauchswert seiner Texte in den Niederungen der tagtäglichen politischen Auseinandersetzung wie auch der elementaren proletarischen politischen Identitätsbildung zeugen, also eine Sphäre außerliterarischer, außergermanistischer Heinescher Wirkung dokumentieren, die mit Verlaub dann vielleicht gelegentlich doch ernster zu nehmen war, als die des hier so ausgiebig vertretenen und auf seine Weise gewiß auch schätzenswerten Kabarettts. Diese Zeugnisse würden reichen von Bebels Ansprachen im Reichstag über Mehrings Geschichte der SPD (wo Heines Texte einen ganz anderen Stellenwert haben als in seiner Heine-Biographie – nämlich die, nicht die Statements oder Meinungen des Dichters, sondern die Identität der neuen Bewegung selbst zu artikulieren), das Heine-Gedenkblatt des *Vorwärts* vom Jahre 1906, wo der praktische agitatorische Nutzen von Heines politischer Lyrik unter der Arbeiterschaft historisch gewürdigt und dokumentiert wird – und dies zu einem Zeitpunkt, als Marx' eigene Texte diese Funktion gar nicht erfüllen konnten.<sup>11</sup> Am eloquentesten wird diese Dimension jedoch in den Lebenserinnerungen des Spartakisten Karl Retzlaff eingefangen, wo es zu der Präsenz Heines in den Arbeiterheimen des Berliner Nordens im Jahre 1910 etwa heißt:<sup>12</sup> »An unseren Heimabenden wurde aus den Werken der deutschen Klassiker gelesen; am beliebtesten war Heinrich Heine. Es wurden Lieder zur Laute gesungen, Dame, Domino und Schach gespielt. Vorträge über Religion und Politik waren polizeilich verboten. Beim Vortragen unseres Lieblingsgedichts von Heinrich Heine mußte stets ein Aufpasser an der Tür stehen, um darauf zu achten, daß wir nicht von Polizisten überrascht wurden l. . J.« Darauf folgt das Zitat des programmatischen Eingangskapitels vom *Wintermärchen*. Und hier wird doch ersichtlich, daß der konventionelle bürgerliche Kulturbegriff, dem auch der traditionelle Marxismus anhing, in dieser ebenso sub- wie gegenkulturellen Welt gar nicht mehr greift. Ist er doch eine ebenso repressive wie kontemplative Instanz, wodurch die sich nicht artikulierenden Klassen oft genug ihre eigene Disziplinierung, Passivität, Einschüchterung und Anpassung – sowie das fortbestehende Bildungsgefälle – nur noch weiter verinnerlichen und festschreiben. Genau diesen fatalen Mechanismus hat der Dichter Heine hier durchbrochen. Denn Heine ist kein abgehobenes Kultur- und Bildungsgut, das sich diese Menschen bloß mühselig aneignen und bemüht hersagen. Seine Texte sind vielmehr unveräußerlicher Bestandteil und Katalysator ihrer eigenen alternativen politischen wie persönlichen Identitätsbildung; und wenn wir uns fragen, wie sie diese Texte empfin-

den, so lautet die Antwort: Sie empfinden diese Texte schlicht als *sich*, als ihre eigene autonome und hier auch performativ umgesetzte politische Subjektwerdung, im bewußt angenommen Gegenwurf zu dem Bestehenden. Heine hat »der deutschen Sprache das Mieder so sehr gelockert, daß heute alle Kommis sich an ihren Brüsten befangern können.« (S. 213) Eben – und was hier Karl Kraus in der Anklage formuliert, ist gerade das Bemerkenswerte an Heine als Sprach- und Medienkünstler: Er hat das Artikulationsmonopol der Eliten, über das hier Kraus so ingrimmig als seinen eigenen patriarchalen Besitzstand wacht, doch unterwandert; und somit dem »bevormundeten« Unten ungeahnte Möglichkeiten zur eigenen politischen Artikulation gegeben. Genau darin besteht die eigentliche und mit allen Mitteln zu bekämpfende »Franzosenkrankheit«, die er so verhängnisvoll »uns eingeschleppt hat« (S. 212). Noch 1921 werden Heines Texte zur »Weltrevolution«, nicht etwa als kulturgeschichtliche Dokumentation, sondern als politisches Pamphlet in die politischen und bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen in Deutschland hinausgeschickt; wie nach Ludwig Marcuses Zeugnis Heine-Texte von den Spartakisten November 1918 dann an die heimkehrenden Frontsoldaten direkt als Flugblätter verteilt wurden mit der schlichten Aufforderung zu lesen, eine gewiß auf seine Weise so beeindruckende wie heterodoxe Form der Klassiker- und Kulturpflege, und eine, die vielleicht mit der üblichen bürgerlichen dann letztlich doch nicht vereinbar war – die dann ja alles darauf gesetzt hat, daß jene Texte nicht mehr gelesen würden.<sup>13</sup>

Aber das ist es gerade: Die Begegnung mit Heine hat auch für uns heute noch etwas immer wieder Entgrenzendes, an unsere vermeintlichen Sicherheiten Rührendes und unsere erstarrten Denklandschaften Aufbrechendes, und es ist den Herausgebern vielleicht nicht vorzuwerfen, daß sie wie wir alle in dieser Heineschen Landschaft purer Beweglichkeit gelegentlich überfordert sind, und manchmal etwas noch Fixes und Feststehendes dort erblicken, wo alles bei Heine wieder in Fluß geraten ist. Diese Erfahrung wird jeder Leser Heines machen, und gerade dieses macht ja die Heine-Lektüre zu einem solchen aufschlußreichen Geistesstraining für die Lektüre der Moderne insgesamt. Denn der Leser Heines muß sich darauf einstellen, nicht den berühmten Boden unter den Füßen bekommen zu wollen, sondern als neue leserliche Grunderfahrung immerfort das Wegbrechen des Bodens unter seinen Füßen zu spüren; da kommen auch die scheinbar zeitenthobenen Fixpunkte wie »Kultur« oder »Gedicht« durchaus auch in Bewegung. Und tatsächlich ist in unserem konkreten Beispiel auf ganz charakteristische Weise zweierlei von der geschichtlichen Bewegung erfaßt und gezeichnet worden, das wir dann auch gerade in dieser Beweglichkeit begreifen müssen und nicht etwa als unveränderliche transhistorische Größen: und zwar die Sozialdemokratie wie die gebundene Rede. Denn in den Zeitläuften mit denen wir es hier am ehesten zu tun haben, im Kaiserreich wie auch wohl

noch in der Weimarer Republik und für die NSDAP ist die Vorstellung der Sozialdemokratie noch mit einem Grad an Schrecknis und Bedrohung verbunden, die später den Begrifflichkeiten »Kommunist« oder »Terrorist« anhaftet; was freilich, in einer Epoche, wo die Sozialdemokratie höchstens nur noch sich selbst gefährdet, schwer vorstellbar und auch fast schlechterdings nicht mehr nachvollziehbar geworden ist.

Ähnlich verhält es sich mit dem Medium Gedicht. Heute einer fast gänzlichen Bedeutungslosigkeit anheimgefallen, besaß die gereimte und rhythmisierte Rede in einer Epoche, wo jeder noch in entscheidenden Lebensaugenblicken Gedichte rezitierte, ein Potential an qualitativer wie quantitativer Spreng- und Verbreitungskraft, welche die Wirkungsbreite auch des Mediums Zeitung gelegentlich übertraf, und – wie in dem zitierten Retzlaff-Passus – eher unkonventionelle und offiziell schwer kontrollierbare Streuungsmöglichkeiten bot, wie etwa heute die neuen elektronischen und computergestützten gegenüber den traditionellen Medien. Heine war aber gerade auch im Medialen ein Genie, der diese Potentiale aufspürte, erschloß und ausschöpfte; und fast möchte man sagen, die ganze Geschichte der Heine-Abwehr ist auch die Geschichte der verzweifeltten Unterdrückung dieses medialen Ingeniums von Heine, dem man gelegentlich so ratlos gegenübersteht wie heute die repressiven und regulatorischen Instanzen vor Internet, Herunterladen und Blogs: ein Beispiel für eine historische Dimension der Heine-Wirkung, die überraschend kontemporär anmutet und sich auch erst von unseren zeitgenössischen Problematiken her so richtig erschließen läßt. Und dies ist vielleicht die letzte Fragestellung an die vorliegende Dokumentation: Bietet sie, finden sich hier Perspektiven und Ausblicke die sich mehr noch als für ein historisches, für ein kontemporäres wie auf Dimensionen des Künftigen ausgerichtetes Verständnis Heines anwenden lassen?

Sie finden sich wohl. Und zwar kommen sie wieder gerade von den Rändern. Wir haben bereits das Exil und die deutschjüdische Diaspora erwähnt als neben der Arbeiterbewegung die reichhaltigste Quelle eines alternativen Heine-Verständnisses. So berührt es beispielsweise eigentümlich, daß die bis heute grundlegende philologische Darstellung von Heines wohl jüdischster Dichtung, *Der Rabbi von Bacherach*, die von Erich Löwenthal, noch 1937, sieben Jahre vor der Ermordung des Autors, im faschistischen Berlin erscheint (S. 417–421). Beeindruckend auch die charakteristisch kompromißlosen und temperamentvollen Äußerungen Alfred Döblins zu Heine, wo der große Sprachschöpfer und Modernist in seinem Verständnis von Heines Auswirkungen den Sprachkritiker Kraus gehörig in die Schranken weist und eine richtigstellende Sicht der Dinge formuliert, von der man sich wünscht, daß sie nun ihrerseits normativ und kanonisch werden möchte (S. 383): »Heinrich Heine ging den Weg weiter, den Goethe gegangen war. Er erleichterte die deutsche Sprache, macht sie flüssiger, biegsamer, als sie schon in Goethes Munde geworden war. Ja, von der Elastizität, die

sie jetzt annahm und von der alle Späteren in Deutschland profitieren, hatte sogar Goethe noch keinen Begriff. Mit der Sprache Heines wurde geradezu ein neuer Menschentypus geboren.«

Freilich: daß die Autoren des Exils gerade den Exilanten Heine als auch für sich und ihre eigene bedrückende persönliche wie historische Lage repräsentativ und ›prophetisch‹ empfunden haben, leuchtet ein, und so wird Heine in dieser Zeit zum bevorzugten Medium der Auseinandersetzung mit der eigenen Exilerfahrung und der unglückseligen deutschen Geschichtsentwicklung: wieder einmal also die Heine-Rezeption als Dokument der Zeitgeschichte, als privilegierter Ort des Ausdrucks und Niederschlags einer spezifischen übergreifenden Geschichtserfahrung – Vertreibung und Verbannung –, welche die Herausgeber dankenswerterweise durchaus nicht als marginal, sondern als zentral begreifen und entsprechend dokumentiert haben (S. 111–125). Von diesen Stimmen sind Joseph Roth und Klaus Mann, in der Reflexion auf die Verbindungen von Heine und ihrer eigenen Gegenwart, vielleicht die eindrucklichsten (S. 355; 359–363). Aber überhaupt möchte man die ganze dystopische Geschichte der Heine-Abwehr einmal mächtig ›gegen den Strich‹ bürsten und eine Art utopische Gegen-Dokumentation erstellen, welche nur die Texte versammelt, die positive Durchbrüche in dem Heine-Verständnis markieren, die aber angesichts der Übermacht der Abwehr-Diskurse bis heute in der Diskussion eher ein Schattendasein gefristet haben: Diese Texte würden reichen von Schleiermachers und Immermanns frühen Würdigungen des *Buchs der Lieder* über die junghegelianische Kritik des *Wintermärchens* bis zu Fritz Strichs erstmals 1955 erschienenem Essay *Heinrich Heine und die Überwindung der Romantik*, welcher wohl die beste und verlässlichste Einführung in Heines Werk überhaupt bildet, und den die Herausgeber hoffentlich – trotz ihrer eher ungnädigen Anmerkungen zu dem bedeutenden Schweizer Germanisten – noch in ihren projektierten dritten Band aufnehmen (S. 139 f.). Zu diesen Texten gehörten dann zweifellos auch die vertieften Auffassungen von Heines Sprache, zu denen in der Exilzeit Werner Kraft – in mühseliger stückweiser Freikämpfung von den Krausschen Urteilen – wie auch wenig später Felix Stössinger sich hingearbeitet haben; daß die Herausgeber zwar auf Stössinger hinweisen (S. 179), doch nicht in ihrer Sammlung mit einem eigenen Text auftreten lassen, ist um so bedauerlicher, als seine höchst originellen und feinfühligten Ausführungen zu der puren Abgründigkeit von Heines früher Dichtersprache – in der Einleitung zu seiner Heine-Anthologie *Mein wertvollstes Vermächtnis* – wohl das beste und probateste Gegengift zu den Krausschen und Adornoschen Fehlurteilen bildet, das es bis jetzt gegeben hat.<sup>14</sup>

So ist es gleichsam doppelt bemerkenswert, daß gerade der Text, der nicht nur dem historischen Heine am ehesten Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern eine potentiell neue Grundlage für das Verständnis des Dichters entwirft –

und dabei wie der sprichwörtliche Blitzstrahl die noch halb verdunkelte Landschaft des Heineschen Diskurses illuminiert –, von den äußersten Rändern, von Exil und Diaspora, kommt. Mit feinem Gespür signalisieren die Herausgeber die herausragende Bedeutung dieses Textes wie auch seine etwas unverhoffte Urheberschaft, denn er stammt ausgerechnet von einer völligen Außenseiterin, der eher mit der Existenzphilosophie verbundenen, in Zusammenhang mit Heine und der Literaturkritik sich sonst kaum hervortuenden und um diese Zeit dazu auch recht unbekanntem Hannah Arendt (S. 134). Doch 1948 legt die inzwischen in Amerika lebende Zeitkritikerin und Philosophin einen Essay zu Heine als *Schlemihl und Traumweltherrscher* vor, der, völlig unbeeindruckt von den gängigen Heine-Verkrampftheiten und -Orthodoxien, diese mit einem einzigen Befreiungsschlag wegräumt und souverän ein zutiefst originelles und davon gänzlich unberührtes Porträt des Dichters zeichnet. Und wie kaum ein anderer Text scheint dieser von der Germanistik damals wie heute wenig beachtete Beitrag den vielversprechenden Ausgangspunkt zu bilden für ein kontemporäres und zukunftsgerichtetes Heine-Bild, vielleicht gerade weil die Autorin – in ihrem durchaus offensiven und nicht bloß defensiven Verständnis von dem sozialen Fakt, von Heines Judentum – hier zu sonst verschütteten Ursprüngen von Heines Sprechweise vorstößt (S. 461–465).

Die zentralen ihrer so verblüffenden wie einleuchtenden Thesen: Heine ist einerseits »das einzige große Beispiel geglückter Assimilation, das die gesamte Geschichte der Assimilation aufzuweisen hat.« (S. 464) Er sei »unter den Zeitgenossen [...] der größte Charakter unter den Dichtern« gewesen (S. 465). Und am entscheidendsten: Heines sozialer Status als »Paria« habe ihn nicht etwa vom Volk abgeschnitten, sondern ihm geradezu, wenn man so sagen darf, privilegierten, sprich spontanen Zugang zu den populären Haltungen, Denk-, Sprech- und Verhaltensweisen verschafft. Dies ist gleichsam der geheime Kanal, der von den Abwehr-Diskursen und Ausmerzungspraktiken dann immer wieder gekappt werden sollte. Denn der Paria befindet sich wie das Volk ganz außerhalb der etablierten repressiven und ordnenden Werte, Normen, Verbote und Hierarchien, und kümmert sich im Grunde nicht um sie, sondern um den unmittelbaren Genuß des Lebens. Jede dieser Thesen ist kühn; jede ist stimmig; und vor allem, jede eröffnet eine Perspektive, von der aus – wie bei der medialen Frage – ein kontemporäres Heine-Verständnis sich vielleicht am ehesten artikulieren ließe (S. 462 f.).

Denn Heine im Jahre 1948 das einzige geglückte Beispiel der jüdischen Assimilation zu nennen, heißt für die sonst äußerst assimilationsskeptische Hannah Arendt so viel: Heine hat bei seiner Integration in die deutsche Kultur sein Jüdisches nicht unterschlagen oder unterdrückt, sondern hat sich in beiden, den deutschen wie den jüdischen Elementen, noch frei bewegt; und dies gerade weil er sich – im Gegensatz zu Kraus, Gundolf, Adorno, Benjamin – sich

bei seiner Assimilation gar nicht mehr um die soziale Akeptanz oder diskursive Integration durch die bestehenden Bildungseliten und Hierarchien gekümmert, sondern sich gleichsam direkt und ohne diese fatalen Zwischeninstanzen unmittelbar an das »Volk« gewandt hat. Dabei ist es zweifellos auch zutreffend, daß spätestens Heines Pariser Exil den Punkt markiert, wo er vielleicht viel weniger Deutschland als dem unheilbaren deutschen *status quo* und den diversen deutschen Hierarchien den Rücken definitiv gekehrt hat: Seine Versuche, sich in jene Hierarchien zu intergrieren, sind damit abgebrochen. Er lebt als »freier Schriftsteller« an der *rive droite*, im eher populären Pariser Norden ungebunden und declassé, plebejisch und bohemhaft verwildert, und führt sein berühmterberühmtes Pariser »Lotterleben«, wie es üblicherweise bei den Heine-Gegnern heißt. Das »Paria«-Dasein wie dieses Pariser Lotterleben nicht als bloße zufällige, im Prinzip nebensächliche oder gar eher zu überspielende biographische Begebenheit zu begreifen, sondern fruchtbar für das Verständnis des sozialen Standorts von Heine überhaupt zu machen – das ist hier das singuläre Verdienst der Heine-Outsiderin Hannah Arendt, wo auch die marxistischen Diskurse zu dem Dichter ihn allzu schnell und ungenau als »bürgerlich« einstuften. Denn Heine hat im Gegensatz zu fast allen zeitgenössischen deutschen Schriftstellern, ja im Gegensatz zu Marx und Engels selbst, nie in einer bürgerlichen Lebensform gelebt, noch diese auch nurmehr angestrebt. Er lebt nun außerhalb des Bürgerlichen, in einer *flaneur*-artigen Stellung nicht so sehr »zwischen« den Klassen, als in einer eigenständigen Position, entkoppelt von einer unmittelbaren und bestimmt festgelegten Einbindung in den bestehenden bourgeoisen wie auch diskursiven Ordo.

Diese Position hat Heine dann auch ausgehalten: Und das meint das hier keineswegs nur biographisch zu verstehende, sondern für das Verständnis des ganzen Werkes sehr weitreichende Wort Arendts von Heine als dem *charakterstärksten* aller deutschen Dichter. Hier braucht man nur daran zu denken, wie ruinös die angestrebte Integration in die soziale Hierarchie sich sowohl dort, wo sie gelang, wie auch dort, wo sie mißlang, für einen deutschen Dichter, für Goethe etwa oder für Hölderlin, sich bisweilen auswirkte: Heine ist durch seine freischwebende Position in Paris diesen beiden abschreckenden deutschen Dichterschicksalen erfolgreich ausgewichen. Nun ist des öfteren darauf hingewiesen worden, daß, wenn Heine sich tatsächlich hätte kaufen lassen – von Metternich, Louis-Philippe, Rothschild, oder gar von einer winkenden Anstellung in Preußen –, das Gerede von seiner Käuflichkeit gar nicht aufgekommen wäre – nur weil er sich nicht kaufen ließ, hat man ihm Käuflichkeit vorgeworfen. Aber Heine erwies sich in einem viel tieferen Sinne als nicht korrumpierbar. Das bürgerliche wie das marxistische Klischee liebt das Bild von dem »schwankenden« bürgerlichen Intellektuellen, dem wankelmütigen Mitläufer, der aus rührendem Idealismus oder sozialem Mitgefühl mit der Sache der Enterbten

sympathisiert, aber aufgrund von noch nicht ganz überwundenen Vorurteilen oder Bedenken sich nie dazu durchringen kann, sich ihr ganz und vorbehaltlos anzuschließen; und wie gerne haben beide Seiten, die bürgerliche wie die marxistische, Heine immer wieder in dieser Rolle gesehen.

Nichts ist falscher. Heine hat keinen Augenblick geschwankt, und in einer von Arendt brillant erfaßten Paradoxie hat gerade seine eigentümliche Position als sozial Freischwebender, als Paria, ihn daran gehindert, zu schwanken. Heine hat zeitlebens trotz allen Drucks unbeirrbar an seinem politischen Programm festgehalten; was ihm um so leichter fiel, als er sich sowohl räumlich vom Preußenstaat als auch von dem ganzen realen wie diskursiven Ordo der konventionellen Hierarchien innerlich getrennt hatte; und schließlich, weil dieses Programm für ihn identisch war mit einer Praxis des so differenzierten wie demokratisierten Lebensgenusses, welchen Genuß er nicht bereit war, an irgendeine Macht des Himmels oder der Erde abzutreten. Also auch nicht an die Macht der Ideologie und der Ideologien, deren Lustfeindliches und von den konkreten lebenden Menschen Wegabstahierendes er wohl mit plebejischer Skepsis witterte, auch und gerade dann, wenn sie besonders volksverbunden, menschenfreundlich, demokratisch-republikanisch, sozialistisch oder »kommunistisch« daher kamen. Deshalb beschwört Heine in seiner politischen Lyrik Zustände, nicht Ideale; wie er auch direkt an die Explosivkraft der Subjekte appelliert, und nicht an die vermeintlichen objektiven Gesetze der Geschichte: Denn gerade hier, in den Subjekten, lokalisiert er, ganz nach dem frühromantischen Revolutionsverständnis, das eigentliche Kraft- und Gravitationszentrum der politischen Moderne. Folglich läßt er sich nicht von den abstrakten Idealen und Ideologemen korrumpieren, wie er sich, mit wahrer Unbestechlichkeit, auch nicht von der ihn bisweilen ergreifenden Skepsis oder gar von der ihn gelegentlich beschwingenden Hoffnung korrumpieren läßt – welche letzte Unkorrumpierbarkeit vielleicht sogar die schwierigste ist. Dies hat aber rein gar nichts mit der so berühmten wie beliebten Position des Intellektuellen »zwischen den Stühlen« zu tun, welche Position sich fast, mit fataler Gesetzmäßigkeit, immer letztlich auf seiten des Bestehenden und dem Status quo befindet. Im Gegenteil: So unbeirrbar hält Heine an dem unveräußerlichen Recht des »Volkes«, sprich aller Erdenbürger, auf den Lebensgenuß fest, daß er dieses Recht wohl gegen alle selbsternannten wie auch gewählten Volksvertreter, ja auch notfalls gegen das Volk selbst verteidigt hätte; und gerade dieses macht die sogenannte »Volksverbundenheit«, sprich den zutiefst populären, gar plebejischen Charakter des Heineschen Werkes aus. Wenn der eigentliche Hintergrund der politischen Moderne des »langen« 19. wie des »kurzen« 20. Jahrhunderts der von der Französischen Revolution ausgehende Aufstand des Unten gegen die ideellen Verzihts- und Disziplinierungsdiskurse der alten wie der neuen Hierarchien gewesen ist, so ist Heine das untrügliche Sprachrohr dieses Aufstands; das ist die unheimliche

---

Schwingung, die für die Hierarchien von seinem Werk ausging, und das macht ihn aber paradoxerweise gerade immun gegen alle Ideologisierungsversuche, welche diese Moderne und diese beiden Jahrhunderte begleitet haben. Denn Heines Ort befand sich somit nicht etwa »zwischen«, sondern immer abseits und außerhalb der Griffweite von den Ideologien.

Dies führt zu einer letzten abschließenden Überlegung für das Verständnis Heines in einem Zeitalter, das man wohl gerne postideologisch, aber besser postkommunistisch nennt. Denn es gilt mit einem Götzen zu brechen, auf den alle bürgerlichen wie linken Diskurse wie gebannt hinstarren, mit dem Götzen Marx. Dieser genießt nämlich nach wie vor eine Art Monopolstatus in unserem Denken, den er selber nie beansprucht hat, und der unser angemessenes politisches Verstehen wohl nunmehr weniger schärft, als trübt: den Status einer gleichsam absoluten Instanz, eines äußersten und sonst unerreichten Maßstabes des Politischen wie des Antibourgeois. Und es ist ja da auch zweifellos ein epistemischer Vorteil von Arendts Essay, daß er, wie völlig unberührt vom Heine-Komplex, sich auch ebenfalls unberührt zeigt von Marxschen Begrifflichkeiten; nicht weil diese unfruchtbar gewesen sind, sondern weil ihre Produktivität für das Verständnis Heines nun doch begrenzt und historisch eher verbraucht ist, und Arendts Lektüre somit gerade diese Beschränkung und Verbrauchtheit aufbrechen und überwinden hilft: Denn es ist vielleicht gerade heute im postkommunistischen Zeitalter angebracht, das Politische wie das Antibourgeoise grundsätzlich anders – sprich eher im Zeichen Heines, als im Zeichen Marx' – zu denken.

Wenn beispielsweise der große linksliberale Weimarer Historiker der 48er Revolution – der hier leider so wenig wie der große linksliberale Weimarer Literaturhistoriker Heinrich Hubert Houben in den Textbestand aufgenommene – Veit Valentin die vier bezeichnendsten und zukunftsweisenden »genialischen« Gestalten des Zeitalters nennt – Heine, Marx, Bismarck und Wagner –, so kann man da ein kleines Gedankenspiel machen und sich fragen, wer von diesen vieren wohl der Bürgerlichste, und wer der am wenigsten Politische war – und die Antwort lautet in beiden Fällen überraschenderweise: Marx.<sup>15</sup> In diesem Sinne, daß Marx da derjenige war, der in seiner Lebensführung der Form des Bürgerlichen am ehesten entsprochen, bzw. zu entsprechen versucht hat; und wenn politisch sein heißt: die öffentliche Wirkung seiner Äußerung in jedem Augenblick in Hinblick auf ersehnte, unmittelbar auszulösende Effekte genau zu berechnen, so ist Marx, der aufgrund des Exils und der Anforderungen der Wissenschaft in den Katakomben des British Museum hinabgetaucht ist, nur intermittierend in dieser Situation gewesen – Heine seit seinen Anfängen aber eigentlich immer. Und auch wenn wir sogar den Höhepunkt in der Laufbahn von Marx als Politiker bedenken, seiner so umsichtigen wie innovativen Beteiligung als Redakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung* an dem 48er

Revolutionsgeschehen, so ist es ebenfalls aufschlußreich, einen Georg Büchner oder Heinrich Heine an seiner Seite zu denken; denn mit der Marxschen Befürwortung einer bürgerlich-demokratischen Staatsverfassung als notwendiger nächster Etappe hätte Büchner sich voraussichtlich nie, Heine wohl nur mit Widerwillen abfinden können, denn beide haßten sie die Aufschubs- und Vertagungsdiskurse, und hätten wohl ihre tieferen Sympathien jenen utopischen *enragés* unter den deutschen Linken zuteil kommen lassen, die schon gleich das plebejische Reich der Sinne realisieren wollten und um diese Zeit dem allzu gemäßigten und ›bürgerlichen‹ Marx folglich die Hölle heiß gemacht haben. Sprich: Marx wird man eine gewisse antibourgeoise und politische Wirkung wohl nie ganz absprechen können; aber er, der immer wieder anerkennende Worte für die historische Leistung des Bürgertums fand, ist sowenig das ultimative Maß des Politischen wie des Antibourgeois: So ist da auch der pure antibourgeoise Affekt, der beispielsweise aus einem Heine und Büchner spricht, bisweilen doch viel stärker.

Aber nicht nur aus diesen Gründen wird man vielleicht in Sachen Marx und Heine als politische Schriftsteller radikal umdenken müssen. Denn es gab da immer eine gewisse schulterklopfende Kondeszenz der Marxisten gegenüber Heine, die heute besonders unangebracht wirkt – also: nicht, daß an seinen besten Tagen Heine fast an Marx, sondern eher umgekehrt: daß in seinen besten Tagen Marx an Heine fast heranreichte. Hatte Heine doch am Ende der *Lutezia* prophezeit, daß der Kommunismus kommen – und wieder schwinden, und womöglich neuen und damals noch unausdenkbaren Despotien und Fundamentalismen Platz machen würde. Wo Marx den Kommunismus als latentes Noumenon und finalen Endzustand der Geschichte begriffen hat, sah Heine ihn in seiner historischen Gestalt – und eine andere hat er nicht – bereits nur als Phänomen, als freilich beeindruckende, und doch nur vorübergehende ›erdgeschichtliche‹ Episode. Und wenn also ein politischer Kommentator sich gerade dadurch ausweist, treffende Aussagen über die künftige Entwicklung machen zu können, so hat in diesem Fall der Dichter Heine den Wissenschaftler Marx doch bei weitem übertroffen; und jede heutige Einschätzung Heines muß auf diesen Umstand mit der angemessenen Gründlichkeit reflektieren.

»*Il faut être absolument moderne.*« Der Satz stammt von Arthur Rimbaud, dessen Werk und Leben davon Zeugnis ablegt, daß die Dichter vielleicht in einer anderen und weitergreifenden Ausgesetztheit vor der Moderne leben, und daß vielleicht gerade von dieser Warte aus entscheidender und privilegierter Aufschluß über die Epoche zu erwarten ist. Nun hat Heine in Paris vielleicht nicht in einer minderen Radikalität und Ausgesetztheit vor der Moderne gelebt als zwei Generationen später Rimbaud in Afrika – verglich man doch damals nicht von ungefähr den Flaneur mit dem Waldläufer in den Urwäldern, wie es in

diesem Zusammenhang auch vielsagend ist, daß Rimbaud eher die Begegnung mit dem ›wilden‹ ›Abyssinien‹ als mit dem ›zivilisierten‹ Paris dann ausgehalten hat. Aber was gerade aus der jüngsten Forschung unmißverständlich hervorgegangen ist: Paris war für Heine nicht nur die aufregende europäische Metropole, in der er lebte, sondern die veränderte neue Basis aller Wahrnehmung wie auch die veränderte neue Grundlage aller Weltgeschichte.<sup>16</sup> Eine neue Zeichenwelt stürmte da auf den Beobachter ein, die nicht nur an ihrer schillernden phänomenalen Oberfläche, sondern in ihrer innersten Beschaffenheit anders war als alles, was ihr vorausgegangen: eher nach Prinzipien des Zentrifugalen als der Schwerkraft organisiert, eher der Kinesis und der Dynamis verschrieben als der Stabilität, eher als eine Sukzession von rasch zusammenschießenden und sich wieder verflüchtigenden Konstellationen zu begreifen denn als einmal festgefügtter Ordo. War es da nicht vielleicht der epistemische Fehler des Marxismus gewesen, mit seinem festgelegten System vom Ablauf des Kapitalismus und der Klassegegensätze ein gar zu überschaubares und monokausales Schema einem vielgestaltigen und multizentrierten Prozeß aufdrücken, gleichsam das neue, gleichbleibende objektive Noumenon der verwirrenden Phänomene und Subjektivitäten entdecken zu wollen, während das neue Noumenon dieses so vielfältig In-Fluß-Geratenen – vielleicht das beständige In-Fluß-Geraten selbst war? »Alles Ständische und Stehende verdampft.«<sup>17</sup> Es gibt indes eine Art schleichen- den epistemischen Konservatismus in dem späteren Marxschen System, ein nachträgliches Wiederhereinschmuggeln von stabilen ›Festigkeiten‹ in dieses grundsätzlich Unfeste und sich immer wieder weiter Mutierende und Verdampfende der Moderne, der vielleicht am Ende nicht nur den realen Sozialismus, sondern den Marxismus selbst einholte: Als wäre das Marxsche System mit seiner Annahme von den erkennbaren und im Objektiven verankerten Gesetzmäßigkeiten, von der letztlich unentrinnbaren ›Schwerkraft‹ des Ökonomischen, das letzte große Newtonsche System der europäischen Wissenschaft gewesen – in einem jedoch zunehmend eher post-einsteinisch und post-heisenbergisch funktionierenden politischen Kosmos. Am geschichtlichen Tiefpunkt vom Siege des Faschismus in dem eben vergangenen »kurzen« 20. Jahrhundert hatte Brecht in Svendborg davon gesprochen, an seinen Freund, den unorthodoxen marxistischen Philosophen und Politiker Karl Korsch, mit der etwas seltsam anmutenden Bitte heranzutreten, ein neues Schachspiel zu entwerfen, wo mit jedem neuen Zug alle Figuren ihre Eigenschaften und Bewegungsmöglichkeiten ebenfalls von neuem änderten, daß die gesamten Konstellationen sich da gleich auf einen Schlag mit verschöben.<sup>18</sup> Denn das war das damalige Svendborger Fazit der Exilanten Brecht und Korsch nach zwei Jahrzehnten intensivster Beteiligung an dem modernen politischen Zeitgeschehen: Genau dies ist indes schon damals für Heine in Paris der intuitive Ausgangspunkt gewesen. Und wer an diesem Tisch mitspielen möchte – und sei's im Namen der von Geschichte und

Lebensgenuß bis dahin Ausgeschlossenen –, tat da am besten, diese neuen Spielregeln zu beherrschen.

Keine Frage, daß Heine selber da mitspielen wollte; und daß er die Spielregeln beherrschte. Denn gerade wenn das zentrifugale politische Geschehen der Moderne eher kontingent, nach dem Prinzip von momentan aufschießenden und vergehenden Konstellationen und immerwährenden Mutationen, als nach naturnotwendigen, ein für allemal erkannten, vorhersehbaren und festgelegten ›ehernen‹ Gesetzen verlief – und wenn das neue politische Gravitations- und Energiezentrum eher in den Subjekten und ihren Entwürfen, und nicht in einer vermeintlichen Objektivität anzusiedeln war –, steigerte das geradezu die politische Verantwortung des Dichters, statt ihn aus dieser Verantwortung zu entlasten. Denn der Dichter – zumindest der Dichter Heine – stand da an der potentiellen Schaltstelle: der medialen wie der symbolischen Umsetzungen. Wie der revolutionäre Politiker Korsch hat im letzten Jahrhundert auch der revolutionäre Physiker Heisenberg in seinem ureigensten Bereich mit der prinzipiellen Instabilität der Zeichen und Partikel Bekanntschaft schließen müssen; ja das ging so weit, daß schon die passive Beobachtung des Physikers eine weitere destabilisierende Intervention in diese sich immer mehr verflüchtigende Zeichen- und Partikelwelt darstellte. Heine war nun im Bereich des Politischen kein bloß passiv und unbeteiligt sein wollender Beobachter, sondern geradezu von dem Wissen beflügelt, daß hier die Beobachtung schon Intervention darstellte, ja, er wollte diese Intervention bis zum Maximum ausreizen. Denn wenn die zusammenschießenden Konstellationen der Zeichen und Sinnentwürfe kontingent sind und von unzähligen Faktoren abhängig – und nicht zuletzt von den symbolischen Entschlüssen und Umsetzungen der politischen Subjekte –, so auch, und nicht zum wenigsten, von der Intervention des Medial- und Symbolarbeiters par excellence, des seit Urzeiten vorbildlichen Zeichendeuters und Zeichenstifters schlechthin, sprich: des Dichters.

In einem konkreten Fall: Wenn 1844 in einem Aufstand von unschätzbare historischer Bedeutung die schlesischen Weber sich elementar empörten, so konnten diese freigesetzten Energien in die verschiedensten Richtungen ausschlagen; zum Beispiel – wie es teilweise geschehen ist – irrational ins Pogrom oder auch rational gegen eine bestehende bedrückende Struktur wie gegen die wahren Schuldigen. Heine, in seinem *Weber*-Gedicht, das in jedem Moment seiner Existenz Interventions- und Flugblatt-Charakter besaß (es ist auch damals mehrfach als Flugblatt und Zeitungstext verteilt worden, lange bevor es irgendeine offizielle Aufnahme in eine germanistisch anerkannte Heine-Ausgabe finden konnte), will dafür sorgen, daß dieser Aufstand sowohl sich selbst im letzteren Sinne versteht wie auch anschließend und in aller Zukunft in diesem Sinne verstanden würde. Denn Heine, der Jude und Paria, der im Gegensatz zu so vielen sich über diesen Status nie etwas in der Tasche gelogen hat, weiß

gerade, daß eine solche Kodierung nicht naturwüchsig entsteht oder an sich schon ›objektiv‹ gegeben ist, sondern erst aufgrund von medialer und symbolischer Intervention gestiftet wird – und deshalb auch die Dringlichkeit seiner Intervention, um anderen und rivalisierenden Kodierungen zuvorzukommen. Noch ein knappes Jahrhundert später sollte, in einem höchst bemerkenswerten und hier leider nicht abgedruckten Text (vgl. S. 101), dieser Heinesche Kodierungsakt einem faschistischen Kritiker Anerkennung abnötigen, der so gerne für den dumpfen Volkszorn da mit einer anderen und entgegengesetzten symbolischen Kodierung aufgewartet hätte.<sup>19</sup> Aber Heine hatte sehr wohl verstanden, daß die Umwälzungen und Verschiebungen, die sozialen und symbolischen Verenkungen und Destabilisierungen der Moderne nicht die eine übergreifende feste, sondern eine Vielfalt von rivalisierenden potentiellen Sinnstiftungen, nicht das eine Gravitationszentrum, sondern zentrifugal zersplittert viele rivalisierende Zentren hervorrufen würde, von denen er beispielsweise die verlockende repressive fundamentalistische Variante – den retrograden völkischen Nationalismus – so erbittert und unbedingt bekämpfte, wie er die sozialistische und kommunistische – mit ihrer Aussicht auf Mündigkeit und Demokratisierung des Lebensgenusses – kritisch befürwortete; der er dann auch, als Spezialist der Texte, als Medial- und Symbolarbeiter, im Medium des Wortes eine durchaus materielle und reale – und keineswegs bloß ›ideelle‹ oder ›verbale‹ – Unterstützung ange-deihen ließ. In dem immerwährenden Schöpfungsmoment, in dem perennierenden Urknall der Moderne tauchten da verschiedene, wild auseinandertreibende und ineinandergreifende Konstellationen und Konstellationsverkettungen immer wieder auf, deren Sinn und Ausgang keineswegs schon von vornherein festgelegt waren – und gerade deshalb galt es, medial ebenso instantan wie geschickt in sie einzugreifen. Das hat Heine wie wohl keiner vor ihm – und vielleicht keiner nach ihm – begriffen. Und auch heute kann man immer wieder die Erfahrung machen, die Heine in seinem Börne-Buch evozierte, und feststellen, daß jener Heine, den man weit hinter sich vermutete, weil man ihn gar nicht mehr gesehen hatte, sich in Wirklichkeit schon weit vorgeprescht fand.

Und ist dies nicht vielleicht auch die entscheidende Lehre, die man aus der Lektüre des vorliegenden Buches ziehen kann? Denn auch wenn gerade in bezug auf Heine die Kommentare selten ›unschuldig‹ sind, so es ist dagegen vielleicht wirklich nicht immer nur die Schuld der Kommentatoren, wenn die meisten dieser Texte nach dem Staub schmecken, den Heine hinter sich gelassen hat; denn diese Gefahr, die ohnehin bei jeder diskursiven Kritik eines Dichters gegeben ist, ist aus den genannten Gründen bei Heine in seltener, vielleicht einmaliger Potenz vorhanden; wie man auch im angebrochenen 21. Jahrhundert sich des Eindrucks kaum erwehren kann: Der ist uns immer noch um einiges voraus. So sind es vielleicht doch eher die plötzlichen blitzhaft aufleuchtenden Aperçus, die diesen Heine am besten einfangen und seinen Umriß an-

deuten – allen voran das Wort Heinrich Manns von Heine als dem vorweggenommenen Beispiel des modernen Menschen, dessen ganze Tragweite wir heute, die wir diese Moderne inzwischen etwas besser kennen, vielleicht erst anfangen, richtig ausmessen zu können. So ebenfalls, wenn Hermann Kesten schreibt, daß das Heinesche, wie das Klassische, das Realistische oder das Romantische, nicht etwa als Bestandteil einer epochalen Sprechweise, sondern am besten selber als epochale Sprechweise zu verstehen wäre; oder wenn Alfred Kerr schlicht sagt, daß Heine die Lieder des dritten Jahrtausends gedichtet habe. Denn man hat nach der Lektüre dieses Bands deutlich das Gefühl: Auch für jenes dritte Jahrtausend wird noch viel Arbeit übrigbleiben, um Heine annähernd gerecht zu werden.

### Anmerkungen

---

- 1 Dietmar Goltschnigg, Hartmut Steinecke (Hg): *Heine und die Nachwelt: Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*, Bd. 2: 1907-1956, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2008, 733 S.
- 2 Werner Kraft: *Heine der Dichter*, München 1983, S. 7.
- 3 Vgl. Jost Hermand: *Streitobjekt Heine*, München 1972, sowie die beiden älteren Dokumentationen: Karl-Heinz Hotz: *Heinrich Heine: Wirkungsgeschichte als Wirkungskritik*, Stuttgart 1975; Theodor Kleinknecht: *Heine in Deutschland*, Tübingen 1976; dazu auch den Abschnitt über Rezeptionsgeschichte in Jürgen Brummack (Hg.): *Heinrich Heine: Epoche - Werk - Wirkung*, München 1980. Die antisemitischen Hintergründe der Heine-Abwehr in all ihren historischen Auswirkungen und Facetten habe ich versucht darzulegen in Paul Peters: *Heinrich Heine: »Dichterjude«*, Frankfurt/Main 1990, neu aufgelegt als *Die Wunde Heine*, Frankfurt/Main-Darmstadt 1997. Der Vorzug der vorliegenden Wirkungsgeschichte ist nun gerade, die Reflexion auf den Antisemitismus schon im Vorfeld und im vollen Umfang in die Dokumentation und deren Kommentar einbezogen zu haben.
- 4 Dietmar Goltschnigg: *Die Fackel ins wunde Herz. Kraus über Heine, eine »Erledigung«?*, Wien 2000.
- 5 Karl Kraus: *Worte in Versen*, in: *Werke*, Bd. VII, München 1959, S. 51. Zu Kraus' extrem traditionalistischer Einstellung zur Lyrik vgl. Georg Kranner: *Kraus contra George. Kommentare zu den Übertragungen der Sonette Shakespeares*, Wien 1994. Zu diesem spezifischen Gedicht auch Peters: *Die Wunde Heine*, S. 125.
- 6 Zu den ganzen Peripetien der NS-Seele in Sachen Heine/Schumann vgl. Josef Wulf: *Musik und Dichtung im Dritten Reich*, Gütersloh 1963, S. 410, sowie neuerdings Matthias Wendt: *Wie »die alten, bösen Lieder« zu »Rübezahl« wurden: Zur Rezeption der Schumannschen Heine-Lieder im »Dritten Reich«*, in Henriette Herwig et al. (Hg.): *Übergänge. Zwischen Künsten und Kulturen: Internationaler Kongreß zum 150. Todesjahr von Heinrich Heine und Robert Schumann*, Stuttgart-Weimar 2007.
- 7 Es ist bemerkenswert, daß einiges in Adornos Heine-Bild sich verschoben zu haben scheint bei der Überquerung des Atlantik und der Heimkehr in die frisch gegründete Bundesrepublik. In einem 1949 in den USA entstandenen, allerdings erst 1986 aus dem Nachlaß veröffentlichten Text, *Towards a Reappraisal of Heine*, heißt es noch vom Dichter: »His verses preserve an almost archaic freshness in as much as

- they summon authentically and for the first time archetypes of the modern world.« Sowohl Heines Authentizität wie auch seine sprach- und stilschöpferische Rolle sind indes aus der deutschen Ansprache von 1956 dann verschwunden, wenn nicht gar in ihr Gegenteil verkehrt: Heines »Spontaneität« ist nun »eins mit der Verdinglichung«, und der Dichter hat nun gar keine »Archetypen der Moderne getroffen«. (S. 534). Vgl. Theodor Adorno: *Towards a Reappraisal of Heine*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 20, Frankfurt/Main 1986, S. 451.
- 8 Vgl. dazu Adornos Wagner-Monographie, in: Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*, Bd. 13, S. 24 f.
- 9 Franz Kafka: *Briefe 1902-1924*, Frankfurt/Main, S. 397.
- 10 Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. I, Frankfurt/Main 1972, S. 694.
- 11 Ich habe seinerzeit versucht, diese operative Präsenz Heines in der klassischen deutschen Arbeiterbewegung ansatzweise zu dokumentieren: vgl. Peters: *Die Wunde Heine*, S. 47 ff., wie auch die dort angeführten Literaturhinweise. Im ersten Band ihrer Wirkungsgeschichte haben die Herausgeber diese Dimension der Heine-Rezeption gelegentlich gestreift, doch ohne daraus die Konsequenzen zu ziehen. Vgl. Dietmar Goltschnigg/ Hartmut Steinecke (Hg.): *Heine und die Nachwelt*, Bd. I: *1856-1906*, Berlin 2006, S. 66-72
- 12 Karl Retzlaff, zitiert nach Wolfgang Emmerich (Hg.): *Proletarische Lebensläufe*, Bd. II, Darmstadt-Neuwied 1975, S. 69 f.; vgl. auch Peters: *Die Wunde Heine*, S. 53.
- 13 Ludwig Marcuse: *Heine und Marx*, in: *Der Monat*, 6 (1954), S. 409.
- 14 Vgl. Werner Kraft (Hg.): *Heinrich Heine. Gedicht und Gedanke*, Berlin 1936; Felix Stössinger (Hg.): *Heinrich Heine. Mein wertvollstes Vermächtnis*, Zürich 1950, sowie Fritz Strich: *Heinrich Heine und die Überwindung der Romantik*, in: *Kunst und Leben*, Bern-München 1960.
- 15 Veit Valentin: *Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849*, Berlin 1930, Bd. I, S. 248.
- 16 Vgl. zum Beispiel Dolf Oehler: *Pariser Bilder*, Bd. I und II, Frankfurt/Main 1979/1988;; Arnold Pistiak, Julia Rintz (Hg.): *Zu Heines Spätwerk »Lutezia«. Kunstcharakter und europäischer Kontext*, Berlin 2007; und Bodo Morawes bahnbrechendes *Citoyen Heine: Das Pariser Werk*, Bielefeld 2010.
- 17 Karl Marx, Friedrich Engels: *Das kommunistische Manifest*, in: Marx/Engels: *Werke*, Bd. 4, Berlin 1959, S. 465. Dazu aber auch die von diesem Zitat ausgehende Studie von Marshall Berman: *All that is solid melts into air: the experience of modernity*, New York 1982.
- 18 Brecht zitiert nach Benjamins Svendborger Tagebuch, in: Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. VI, S. 526.
- 19 Ansatzweise dokumentiert in Peters: *Die Wunde Heine*, S. 111 f.